

## 5. Christliche Dichtung nach Klopstock.

Die Erscheinung der drei ersten Gesänge des Messias (1748) fiel mitten in die Zeit der größten Aufregung zwischen Gottsched und den Zürichern. Sie waren für die letzteren eine gewonnene Hauptschlacht, nach der die Anstrengungen der Sachsen krampfhafter aber stets schwächer und zuletzt verächtlich wurden. Klopstock gründete durch sein Auftreten ein allgemeines und enges Bündniß zwischen der Schweiz und Niederdeutschland, wo sein Anhang an Zahl und Begeisterung wetteiferte, er zog außerdem Kopenhagen, Halberstadt, Berlin und selbst Wien in sein Interesse, und dies war mehr als genug, Gottsched's Bund zwischen Sachsen, Schlessen und Preußen zu sprengen. Wie vielen Einfluß die Schweizer auf Klopstock gehabt haben, wie natürlich es war, wenn sie ihn als ihr Werk betrachteten, und wie es ihnen schmeicheln mußte, daß dieser bewunderte Jüngling sich ihnen ganz hinzugeben schien, dies geht aus Klopstock's Briefen an Bodmer deutlich genug hervor, die seit 1748 geschrieben sind<sup>67)</sup>. Er nähert sich ihm gleich mit jener Mischung von Zutraulichkeit und Ernst, die schon dem Knaben eigen war, mit jener Freundeswärme, die im überlegenen Menschen so gewinnend ist, die nachher den Zauber um ihn breitete, der seine jugendlichen Freunde so sehr begeisterte. Er gesteht ihm, daß er seine kritischen Schriften verschlungen habe noch als junger Mensch; Bodmer's Milton (denn er las damals noch nicht englisch) mußte erst das Feuer in ihm aufregen, das Homer nicht konnte. Das Bild des Epikers, das Bodmer in seinem kritischen Lobgedichte entworfen, ergriff ihn und weckte jenen neidischen Ehrgeiz in ihm; denn ihm schien das Epos über alle übrigen Dichtungsarten erhaben zu sein, wie die Erde über ihre Theile. Mit diesem literarischen Bekenntniß legt er Bodmer zugleich sein Herzensbekenntniß, seine Liebe zu Fanny vor; er wollte nicht allein seine dichterische Stellung, sondern auch eine amtliche und auch eine Geliebte und Frau seinem Bodmer verdanken, und wirklich legte dieser sein Fürwort in einem Briefe an Fanny für ihn ein. Die Züricher luden ihn zu sich und er kam auch 1750 mit Sulzer und Schultze dahin. Bodmer täuschte sich in seiner Persönlichkeit etwas, aber dies konnte nicht die Verbindung stören, und noch weniger das Feuer löschen, das sein Messias bereits in der Schweiz entzündet hatte. Was wir oben von dem Charakter der Schweizer-Zustände und Literatur im Allgemeinen gesagt haben, macht mit der ganzen

67) Gedruckt in der 3<sup>ten</sup> 1805.

Stimmung der Zeit begreiflich, daß hier die *facultas lacrimatoria* (wie sie Füßli nannte) und die patriarchalische Salbung am tiefsten eingreifen mußte. Bodmer setzte Tschärner in Bewegung, den Messias ins Französische zu übersetzen, und Meiern in Halle, ihn zu beurtheilen: (der Messias 1749); er selbst schrieb Empfehlungen, Auszüge und Abhandlungen und fing an, den Plan seiner Noachide hervorzufuchen. Was Milton dem Klopstock war, sollte dieser wieder für ihn werden; der verständige Mann, der kaum kritische Gedichte zu schreiben gewagt, fühlte sich plötzlich von der seraphischen Muse begeistert. Um dies zu begreifen, muß man auch hier die moralischen Einflüsse nicht vergessen. Klopstock ergriff die jüngeren Gemüther mit einer unwiderstehlichen Anziehungskraft; der zwar 50jährige Bodmer ließ sich jugendlich mitreißen, und ihm war nachher der enthusiastische Wieland persönlich lieber als ihm Klopstock war. Um die Stimmung in diesem Kreise zu bezeichnen, wählen wir eine Stelle aus Briefen von J. G. Hess, Pfarrer zu Alstetten bei Zürich, der gleich 1749 in Zufälligen Gedanken über den Messias eben so empfindungsvoll diese Erscheinung begrüßte, als Meier trocken und verständig gethan hatte<sup>68</sup>). Er schreibt an Bodmer, er müsse ihm Klopstock's Freundschaft verschaffen; entweder sei die platonische Liebe eine Chimäre, oder er habe so rechtmäßige Ansprüche an diese Freundschaft, wie Klopstock an die Liebe seiner Fanny, denn er sei in alle seine edlen Gemüthseigenschaften und Tugenden beinahe so schmerzlich verliebt, als Er in seine Freundin. Wenn er ihn nicht zum Freunde annehmen wollte, so werde er (der sich bisher nur in Lohensteinischer schwerfälliger Poesie versucht hatte) noch lernen, zärtliche Oden zu machen, und darin so kläglich thun, daß sich die ganze Nachwelt für sein freundschaftliches Herz ebenso wie für seine Liebe interessiren müsse. Bald darauf schreibt Hess an Klopstock selbst tändelnde Briefe, in denen er die Rolle des Liebhabers zu Klopstock's Tochter (der Messjade) spielt. Mit der größten Gewissenhaftigkeit las man hier und bedachte sich jede Zeile in diesem Werke, damit ja Alles vollkommen sei, damit kein Orthodoxer und kein Rezer, kein Kritiker und kein Poet etwas zu tadeln haben sollte. Die nüchternen Heidegger, Waser und Künzli hatten ihre religiösen und kritischen Bedenken bei der Sache, sie wagten es aber kaum in Antimessianischen Briefen (1749) unter der Maske von Landpredigern ano-

68) Von ihm hat Lessing sehr schön gesagt:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne selbst erhellet,  
und Klopstock, der schon stand, von neuem aufgestellt.

nym aufzutreten, um es nicht mit Hef und Bodmer zu verderben. Dieser begann nun sich in Young und das alte Testament zu begraben und theilte schon 1749 seinen Freunden Proben der Noachide mit, er fühlte den Geist auf sich gekommen und wollte als ein treuer Jünger mit neuen Wundern die Wunder seines Meisters bethätigen. Hätten Klopstock und Hagedorn gewußt, was sie thaten, sie würden ihm seine Probestücke nicht so gelobt haben, wie vorsichtig sie es übrigens schon thaten; vielleicht aber würde es auch nichts geholfen haben, wenn sie ihn in Schranken zu halten versucht hätten, denn er hatte seinen Wieland zur Seite, der seinen edlen kühnen Schwung bewunderte und nichts tadelte, als daß seine Oden so klein wären. So erschien denn 1752 der Noah in 12 Gesängen, der Hauptvertreter seiner ionitischen Gesänge, die kleine Erlösung des Menschengeschlechts, in Klopstock's Versen, Malereien, Empfindungen, aber ganz profaischem Gange; und die Wieland und Sulzer empfahlen ihn der Welt als einen Nebenbuhler des Messias. Binnen weniger Jahre erschien seine Sündfluth, sein Jakob und Joseph, Rachel, Joseph und Zulika, Jakobs Wiederkunft, Dina und Schem. Noch ehe Klopstock's Adam kam, ging er schon 1754 in seinem Joseph zum Drama über, und schrieb eine unübersehbare Reihe patriarchalischer, weltlicher, antikistruender, polemischer, politischer Stücke, indem er sich, ähnlich wie Gleim und Nicolai, verdorben durch sein Protektorat über jüngere Leute und seinen bisherigen kritischen Ruhm, auf eine zudringliche Art in alle Dinge mischte und über alle Dinge wegsetzte. Niemand würde begreifen, wie er in so späten Jahren plötzlich zu einer so großen schöpferischen Kraft kam, wenn man nicht wüßte, daß er über das schriftstellerische Eigenthum die lockersten Begriffe hatte, daß er gleich einer Elster stahl, wie Wieland von ihm sagte, und wirklich auf eine ganz unschickliche Art sich Alles aneignete, was ihm nur irgendwo in fremden Dichtern gefiel. Was Gellert von sich selbst sagte, daß er sich gern wiederhole, was sogar von einem Voltaire und Wieland zu sagen ist, das gilt von Bodmer im höchsten Grade: er schreibt sich aus, er dichtet aus dem Gedächtniß, er wiederkäuert nur. Ganz lernte er von Klopstock, was früher nie seine Eigenschaft war, sich für Alles zu begeistern, von Allem die poetische Seite zu fassen, keine literarischen und politischen Begebenheiten vorüberzulassen, ohne sich irgendwie an ihnen versucht zu haben; er machte den Gang der schweizer Literatur von dem harten Haller zu dem weichen Geßner und zu dem überspannten Lavater ganz mit. In aller Hinsicht steigerte er mit seinen Kräften Dünkel und Eigensinn, und übrigens auch Ansicht und Gesinnung. Er, der noch 1760 dem Dichter nicht gestatten

wollte, seine poetischen Empfindungen wirklich zu empfinden, verlangte gegen das Ende seines Lebens, daß die Gesinnungen der großen Personen seiner politischen Dramen den Lebenden eigen sein sollten, und behauptete, der müsse schlecht sein, dem sie nichts als Poesie wären. Er, der so viel Ehrfurcht für Klopstock's Poesien gehabt, war bald kühn genug, ihn über seine Charaktere aus dem alten Testamente mit entgegengesetzten Stücken zu tadeln, er setzte sich gegen Lessing's Fabeln, machte sich an, dessen Philotas, und Gerstenberg's Ugolino, und Weisse's Romeo und Julie und Gellert's Hariko zu meistern, und kämpfte mit seinem Schüler Wieland gegen die leichtsinnige Poesie der Grazien. Unglücklicherweise gab Klopstock selbst einigen Anlaß, namentlich zu dem patriarchalischen Eifer seiner Freunde. Er zögerte mit seinem Messias so lange, daß die frommen Schwärmer die langen Lücken auszufüllen strebten; er gab mit seinen Dramen und seinen geistlichen Liedern inzwischen zwei neue Gattungen an, zu denen sich wieder Andere hinzudrängten, und seine geistlichen Dramen waren leider so schwach, daß auch ein dürftiger Geist daneben zu bestehen hoffen durfte. Von seinem Tod Adam's (1757) hat man mit allem Recht gesagt, daß des Dichters Name das Werk, nicht das Werk den Dichter ziere; es ist so dünn an Gehalt, daß es selbst dem misfallen müßte, der am Weinerlichen und Rührenden sich sehr erfreute, und hat übrigens dadurch Bedeutung, daß es als ein tragisches Idyll Göttern ganz unmittelbar angeregt hat. Klopstock's Salomo (1764) und David (1772) ferner haben verdientem Spotte nicht entgehen können, obgleich er selbst sich nicht wenig darauf einbildete und vielleicht einen Wettstreit mit Sophokles in Absicht hatte. Von dem ersteren sagt Abbt, es ginge in diesem Stücke Alles darauf hinaus, ob der reformirte Hosprediger oder der katholische Kaplan Sonntags bei Hofe speisen sollte; darüber sei der alte Nathan in seinem Hause eine Zeitlang eingesperrt, darüber murre der Nachmittagsprediger Chalcol, und dies sei der Knoten, der sich zum Vortheil Nathans entwickelt. Er erwartete auf dieses Werk ein Mandel Trauerspiele über alle Könige in Juda und Israhel, und er hatte ganz Recht; wie bei dem Messias mit Open geschah, so folgten auf diese Dramen noch in den 70er und 80er Jahren eine Anzahl von geistlichen Stücken und Opern von G. v. Stolberg, Gonz, Niemeyer u. A., von denen vielleicht der einzige Joseph und seine Brüder als ein Zeugniß auf unsere Tage gekommen ist. Wir erwähnen vorausgreifend diese späteren Erscheinungen, die ohnehin nicht Bedeutung für die Geschichte haben, um zu zeigen, wie natürlich es war, daß, wenn noch in jenen späteren Zeiten, von weit anderen Interessen

und Richtungen, Klopstock's geringere Werke so viele Nachfolger nach sich ziehen konnten, sein Messias diese Wirkung auf die Bodmer nothwendig ausüben mußte, wo kein getheiltes Interesse noch da war, wo Alles sich auf dieses blendende Erzeugniß warf, wo die Stimmung für Aehnliches in den Gemüthern außerordentlich erregt war. Man hat daher Unrecht gethan, wenn man dem armen Bodmer allein es verargte, daß er sich von dem Geiste der Zeit so überwältigen ließ. Bisher hatte die Frömmigkeit keine poetische Stimme gesucht; als dies jetzt Bedürfniß ward, so kamen, unabhängig von einander, die verschiedensten Männer auf die Dichtung von Kantaten, Oratorien und Epen, wie wir oben sahen, und so verfielen ungefähr zu Einer Zeit in den 50er Jahren Bodmer, Klopstock und der Dr. L. Fr. Hudemann (damals in Hamburg) auf Racine's *Mithalia*, und eiferten in geistlichen Stücken nach. Und worin wären so viele andere Patriarchaden der 50er und 60er Jahre von zum Theil namhaften Männern besser als der Noah? Moser's Daniel z. B. eine so mechanische Arbeit ohne Werth und Würde, so hochtrabend und gemein, so ganz als ob es eine Nachahmung der schweizerischen Nachahmungen sei? Oder der Versuch Zachariä's von einer (unvollendeten) Schöpfung der Hölle, über die die Literaturbriefe ganz vortrefflich jene Stelle aus Klopstock, die der Autor als Motto vorsetzte, als Urtheil gebrauchten: In drei erschrecklichen Nächten schuf er sie, und wandte von ihr sein Antlitz auf ewig! War nicht die Verfehrung Bodmer's zum Poeten ein weit geringeres Zeichen der Zeit, als des jungen Wieland's Befehrung zum Seraphiker? der bald nach Klopstock zu Bodmer kam, in dessen Haus sich zu großen Entwürfen stimmte, dem Noah nachrühmte, er habe seinen schwankenden Charakter gefestigt, und der nun anfing, die Rowe, das große weibliche Ideal des Klopstock'schen Kreises, in Briefen der Verstorbenen (1753) nachzuahmen und die patriarchalischen Epiker im geprüften Abraham; und der seinen Bodmer dem Ezechiel verglich, „der die Gesichte Gottes, und den Vertrauten des hohen Gloa die begeisternden Schwingen über ihn breiten, und ihm die Harfe reichen sah, die das Herz des Menschen mächtig erschüttert, und auf die selbst die Sphären horchen!“

Bodmer blieb unter so vielen Mitschuldigen der Hauptangeklagte, weil sich natürlich gegen ihn die Waffen der erbitterten Leipziger am heftigsten kehrten; die Nemesis erreichte ihn hier, aber sie riß auch freilich seine Gegner zugleich mit in ihr tiefstes Verderben. Wenn die Gottschedianer nur ein bißchen Wig und Geschmack gehabt hätten, so war ihnen hier Gelegenheit gegeben, ihre bisherige Schmach glänzend zu

rächen, denn vieles Treffende ließ sich an diesen Patriarchaden aussetzen und geißeln. Auch haben sie manches Gute dagegen bemerkt, nur verunzierten sie es mit so vielem Lächerlichen und Verkehrten, was Leidenschaft und Ungeschmack eingab, daß sie sich nur noch mehr bloßstellten, als sie bisher gethan hatten, und so ihr letztes Ansehen selbst bei ihren besten Freunden verloren. So erklärte sich Triller in der Vorrede zu einem Bande seiner Gedichte gegen diese neuen Heldengedichte, und in jedem Satze liegt etwas Wahres und etwas Lächerliches und etwas Prosaïsches in komischer Mischung beisammen. Es herrsche darin, sagt er, ein ungestümes Lärmen zum Troze aller gesunden Vernunft, eine Beleidigung des Wohlklangs. Schöpferisch dichten sei ein strafbarer unchristlicher Ausdruck. Diese Gedichte würden verschwinden, so bald das jetzt allgemeine Sinnenfieber nachgelassen habe. Er würde dies Urtheil nicht gesagt haben, hätten es ihm nicht vornehme Standespersonen anbefohlen! er danke Gott, daß er nicht von der Dichtkunst leben müsse, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe. Wie überwiegt hier die kleinliche und gemeine Gesinnung das Wahre in den Ausstellungen! und wie durfte der die „fnarrenden und knasternden Verse schwülstiger Poetaster und ihr gemaltes Feuer“ tadeln, der ganz gutmüthig „eine gereimte Prosa besser und angenehmer findet, als eine im doppelten Verstande ungerimte, dunkle Ligata, oder Contorta und Coacta“? Wie mochte Gottsched Jemanden gegen Klopstock stellen<sup>69)</sup>, der das belagerte Wittenberg, und den Prinzenraub und den Wurmsamen schrieb! Das letzte (1751) ist ein satirisches Heldengedicht gegen den Messias, worin besungen wird, wie ein Seraph aus den Wüsten der Scythen, bei den Sihim und Drim geboren, wo Kobolde und Kohrdommeln sich von Wind und Nebel nähren, den Wurmsamen austreut, aus dem die neuen epischen Gedichte aufwuchsen. Aber was sollte dieser

69) Daher hatten denn die Schweizer auch hier gewonnene Sache und reiches Feld zum Wig. Bekannt ist Bodmer's Epigramm auf diese elenden Nachwerke:

Triller: Was sagen Sie, mein Gönner, zu Messia?

Gottsched. Jesu Maria!

Tr. Und großer Mann, was sagen Sie zum Noah?

G. Oha!

Tr. So dacht' ich auch, Gott thu mir dies und das!

Behüte Gott uns die Hermannias,  
die Schwarzias und die Theresias!

G. Den Prinzenraub und den Wurmsamen!

Tr. Ja, Amen!

Wiß in den Händen eines Mannes, der über die neuen Worthecker spottete und über Beleidigung des Wohlklanges klagte, und hier so elende Verse machte<sup>70)</sup>, daß sie nur mit denen des berühmten Nimrod von Raumann zu vergleichen sind, den die patriarchalischen Dichter selbst verleugneten! Ganz in dieser Art läßt sich Gottsched selbst vernehmen! Nur weil man es von ihm verlangte, gab er (1752) im Neuesten sein bescheidenes Gutachten über die christlichen Epopöen, womit er nur die Dichtung solcher Gegenstände meint; denn wie weitläufig er oft vom Messias u. A. spricht, so behauptet er doch wiederholt sehr verächtlich, daß in Leipzig kein Gelehrter sei, der sich nur zu Einem Gesang im Messias zwingen könne, oder der dessen Nachahmer nur eines Blickes würdige. Hätte er sich begnügt, die Uebertreibung dieser geistlichen Dichtung zu rügen, das Fehlerhafte dieser abstrakten Poesien zu zeigen, allenfalls auch auf den möglichen Schaden in der Kirche aufmerksam zu machen, und übrigens anzuerkennen, was anzuerkennen war, so hätte er viel Beherzigenswerthes sagen können. Aber was sollte es heißen, daß er Klopstock zu Böhme und Fördätsch und seine geistlichen Legenden zu dem Talmud und den Rabbinern stellte? Wenn er über Bodmer sich lustig machte und von einem Freunde erzählte, der sich den entzückten Schweizer vorstellte, wie er mit erhobenen Händen ausrief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Messias gesehen, — dies mochte noch gut sein, obgleich es ihm die Bremer Beiträger als Gottlosigkeit auslegten. Aber was sollten die übrigen Anklagen, daß er sich wunderte, wie die Gottesgelehrten ruhig sitzen möchten bei diesem Unwesen, das er als Nahrung für Freigeisterei und Religionsspöterei bezeichnete, das er in seinem Handlexikon mit den pöbelhaften christlichen Volkskomödien verglich? Mochte er sich doch beschweren, daß man den Messias auf der Kanzel anführe, und daß ein neuer poetischer Schwung in die Predigten kam, aber warum stichelte er auf gedungene Lobredner des Messias, als der Rector Stuß in Gotha sich in verschiedenen Commentarien der christlichen Mythologie und Dichtung annahm? Dingte er doch selber, wenigstens mit seinem Beifall, und hegte zugleich den Dr. Hudemann, der sich des Schadens Josephs (1754)

70) Der Seraph wird z. B. so beschrieben:

Wo sonst die Füße sind, da ist sein Haupt angewachsen,  
 Und wo das Haupt stand, da sind hingegen die Füße.  
 Ihm ist die Zung unbiegsam, erstarrt und ohne Gelenke,  
 Daß sie nicht schmecket, schwer redet und schwer zu verstehen.

Und dies sollen Hexameter sein!

annahm, und sich dagegen erklärte, daß man den Tod des Erlösers zu einem leichten Spiele der Phantasie mache, und dabei der verderbten Natur schmeichle und sie erhebe, ja ihr hier und da abgöttische Ehre erzeigte? Mochte er sich doch beschweren, daß Stuß den Messias mit Virgil verglich, aber wie konnte Er seinen Schönaich mit Homer vergleichen? Dies war das Aeußerste, wohin es Gottsched treiben konnte. Jener gutmüthige Mann ließ sich von Gottsched ganz leiten und brauchen, wozu er nur wollte; und der Aristarch, der in seiner Schule gern alle Gattungen nicht allein erklären, sondern auch hervorbringen wollte, und mit diesem Einen alle seine poetischen Blößen decken mußte, machte ihn zum Satiriker, zum Dramatiker und zum Epiker. Er ließ ihn (1751) seinen Hermann, in trochäischen Versen, die die Frau Professorin eingeführt, dem Messias entgegensetzen; seine freiberliche Feder und die Denkmünze, die ihm der Landgraf von Hessen schenkte, und die Dichterkrone, die ihm Gottsched aufsetzte, und ein Belobungsbrief Voltaire's<sup>71)</sup>, der der 2. Ausgabe vorgesezt ward, sollten dem elenden und hohlen Gedichte einen Platz über dem begeisterten Werke Klopstocks erobern, und das nannte Gottsched nicht Lobdingen! Der treueste Anhänger Gottsched's, und der zugleich Verehrer von Schönaich's persönlichem Charakter war, Kästner, verspottete Gottsched und Schönaich zugleich über dessen Hermann und Dramen. Gottsched's eigener Bruder schrieb ihm aus Cassel, er werde über den Hermann „schwerlich, schwerlich recht urtheilen können, denn er sehe die ganze Kunst davon nicht ein; er müsse aber ohne Zweifel alle guten Eigenschaften haben, da der Herr Bruder einer ganzen Nation damit Troß zu bieten gedenke!“ Endlich erschien noch (1754) Schönaich's neologisches Wörterbuch der Aesthetik in einer Ruß (anonym, von einigen Verehrern der sehr affisichen Dichtkunst); deren Titel schon ein Stich auf die neue Wissenschaft der Aesthetik sein sollte, deren Zueignung (an den Geistschöpfer, Seher, Evangelisten, Träumer, den göttlichen St. Klopstock und den Sündfluthbarden, Patriarchendichter, rabbinischen Märchenerzähler Bodmer) die affektirte Erhabenheit Beider verspottete, deren Inhalt aber die ganze Prosa der Gottschedianer in Masse zu Tage legte, indem hier die anstößigen Bilder

71) Der gute Gottsched und seine Jünger fühlten nicht den versteckten Schalk in diesem Briefe, der mit den Worten schließt, es würde unverzeihlich sein: *d'ignorer une langue que les Gottscheds et vous rendez necessaire à tous les amateurs de la littérature* — (und zum Beweise, daß er sie verstehe:) Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener B.



und Ausdrücke der neuen Epen ausgezogen und darunter die einfachsten und schönsten bekritlet wurden. Von diesem Augenblick an war fast nur Eine Stimme über Gottsched, und dies mag bezeugen, wie unaufhaltsam diese mizraimische Dichtung, wie man sie nannte, sich Bahn machte. Kästner, der gewiß nicht ihr Verehrer war, ärgerte sich an diesem Wörterbuch; Kleist, der Gottsched nicht so ganz verwerfen mochte, brauchte die hier getadelten Ausdrücke gerade zum Troß; Gleim, der eine Zeitlang den Namen eines Gottschedianers mit Freude trug, epigrammatisirte gegen den Meister, den Er und Viele für den Verfasser der Aesthetik hielten; Wieland meinte, nun würde bald das Schilf flüsteren *auriculas asini* *Midas rex habet*; er schrieb den Entwurf einer Dunciade, von der der salbungsvolle Cramer das derbe Wort brauchte, es müsse nach ihrer Erscheinung dem Gottsched der erste Strick der liebste sein. Und es mußte der Unmuth gewiß in Deutschland groß und allgemein sein, da selbst Lessing vor hatte, Gottscheden in einer Satire als einen Don Quixote mit seinem Knappen Schwabe auf die Jagd nach Seraphim gehen zu lassen, und da er in den eben erscheinenden Literaturbriefen anfing, in einem ganz andern Tone mit Gottsched zu reden, als er es bisher erfahren hatte. Wie anders äußerte sich Lessing über Klopstock und seinen Anhang! selbst in seinen Grillen unparteiisch! abweisend gegen die üblen Folgen und die üblen Nachfolger des Messias, jedoch für den Werth des Dichters darum nicht blind, blind vielmehr im entschiedenen Eifer gegen die jämmerlichen Ansechter voll Prosa, die er aufs schönste abfertigte.

Wie wenig übrigens die patriarchalische Dichtung in der Schweiz sich durch die Schmähungen Gottsched's und durch die vernünftigen Einreden Lessing's stören ließ, beweist ihr regelmäßiges Fortschreiten von dem trocknen Stile bei Bodmer zu dem weichen bei Geßner und zu dem überschwenglichen und prophetischen bei Lavater. Daß wir die Idyllen des Salomon Geßner<sup>72)</sup> (aus Zürich 1730—87) auf Eine Linie mit diesen Patriarchaden stellen, wird Niemand wundern, der die geschichtlichen Verhältnisse beachtet hat. Er ging aus Klopstock hervor, wie Thomson aus Milton. Bei beiden Epikern haben wir Mangel an Handlung, Ueberfluß an Zuständen und deren Schilderung gefunden, was eben die Idylle ausmacht; bei beiden waren die idyllischen Gemälde oft das Ansprechendste; der geringere Nachahmer fiel wohl natürlich gerade auf diese Stellen. Die Liebhaberei an der Natur, das Malerische in der Beschreibung derselben, ist bei Geßnern auf der höchsten Spitze. Nicht

72) Schriften. 1762. und sehr oft nachher.

allein Brockes, den er hoch verehrt, den er als einen unbillig Vergessenen empfiehlt und mit dem er in sehr naher Verwandtschaft steht, hat in ihm den Sinn genährt, die Natur für seine poetischen Gemälde zu studiren, nicht allein Bodmer, dessen treuer Schüler und Verehrer Gesner ist, hat diesen Sinn mit seiner Lehre von der poetischen Malerei geschärft, sondern auch Klopstock wirkte hinzu, der in dergleichen Naturmalereien stark war, den in seiner Jugend schon die gewaltigen Vorstellungen aus der leblosen Natur in *Hiob* und den Propheten entzückten, eben jene Stellen, die wir in aller Urdichtung des Volks schon frühe als die ersten Aeußerungen der poetischen Kraft bezeichneten, und auf die ein Dichter nothwendig verfallen mußte, der zu aller Natur- und Jugendlidung so sehr hinneigte. Und was mehr als Alles ist: er war selbst Maler und zwar Landschaftsmaler; er stand mit den Künstlern (Füssli u. A.) in Verbindung, die damals auch der Malerei in der Schweiz ein neues Leben gaben, er sah ganz nach der Lehre Breitingers bei dem „großen Thomson“ Gemälde, die ihm aus den besten Werken der größten Maler genommen schienen, und so hat Meissner gefunden, daß Gesner's Landschaftsstücke in Erfindung, Komposition, Zeichnung und Farbgebung seinen Gedichten durchaus ähnlich seien<sup>73</sup>). Dies ist so wenig zufällig, wie daß auch der Maler Müller und Aleri *Idyllen* machten, oder daß der große Flor der schäferlichen Dichtung in Italien und Spanien gleichzeitig mit dem Flor der Malerei fiel, oder daß man diese ganze Gattung *Idyllen*, wie Gesner einmal sagt, *Bilderchen* nennt. Denn es gibt keinen andern Namen für diesen eigentlichen Vertreter der malerischen Poesie, da er so einzig erschöpfend ist, wie alle griechischen Benennungen sind, wie *Lyra* für die musikalische gesungene Poesie, *Epos* für die erzählende, *Drama* für die darstellende. Hier nun scheint Gesner dem musikalischen Klopstock gegenüberzuliegen. Aber nur darum, weil Er sich einen Bestandtheil klopstock'scher Poesie so vorzugsweise herauswählte, wie Ramler z. B. eine andere, die *Ode*, Lavater die *Prophetie*, die *Barden* eine vierte, und Andere Anderes. Wenn man sich nämlich zwingen wollte, so könnte man sagen, Klopstock sei jener Dichter, den wir oben vermißt haben, der die Bestandtheile der Allegorie in sich verbande, wenn nicht in Einem Gedichte so doch in seinen Werken. Unter diesen Bestandtheilen ist aber die *Idylle*, oder wir wollen lieber sagen die *Schäferpoesie* keine der ge-

73) Gesner hat noch selbst eine Prachtausgabe seiner Werke in 2 Bdn. 4. besorgt, die mit vielen Kupferstichen und Bignetten von seiner eigenen Radirnadel begleitet sind. Diese Ausgabe ist neuerlich wieder hervorgesucht, und bei dieser Gelegenheit eine Sammlung aller Radirungen Gesner's in 2 Bdn. Fol. ausgeben worden.

ringsten. Sie hat gleich der Allegorie Verhältniß zu allen poetischen Hauptgattungen: zur lyrischen Poesie, wo sie Ekloge, zu Epos und Schauspiel, wo sie Schäferroman und Schauspiel wird. Die großen Werke dieser Gattung, die unter Spaniern, Portugiesen und Italienern entstanden, die Dichtungen der Ribeyro, Saa de Miranda, Montemayor, Sannazar und der Engländer, die ihnen folgten, sind sehr oft Träume, Visionen, Allegorien; allegorisch sind die Schäferromane und was ihnen verwandt ist fast immer gemeint, ja die ganze Einkleidung der erotischen Lyrik in schäferliche Lieder ist Allegorie. Die Allegorie, wie die Idylle, war schildernde Poesie, die sich zur darstellenden und erzählenden verhält, wie Zustand zu Handlung, Ereigniß zu That, Natur zu Mensch, Friede zu Krieg. Diese Gattung ist daher in solchen Ländern und in solchen Zeiten zu Hause, wo Mangel an selbstbewegter Geschichte ist, wo vorherrschend bloß Zustände sind, die nur von außen gestört, nicht durch innere Triebe verändert werden; Portugal, Sicilien, Neapel sind solche Länder, die im Grunde eine innerliche Geschichte nie gehabt haben, die Zeiten Gessner's waren eine solche Ruheperiode für die Schweiz. In solche Stände, Zeiten und Räume trägt nun auch der Idyllendichter seine Erfindungen über, wo Ruhe und Frieden herrscht, denn sein Gemälde, das nur ruhende Zustände schildern kann, vermeidet alle Leidenschaften und alle grellen Geschehnisse, und es ist daher auch in den Dichtern, wie in Brockes und Gessner und selbst in Klopstock so charakteristisch, daß sie einen übertriebenen Schauer vor allem Krieg und allen Eroberern und ausschließlich handelnden Charakteren haben. Hier nun berühren sich Gessner und Klopstock, die Idyllen und die erzväterlichen Epopöen; denn die Hirtenwelt ist eine patriarchalische, in Beiden sahen jene Dichter das goldene Zeitalter ungestörter Eintracht zu Hause. Gessner ist nicht der einzige, der diese Verbindung ausfand. Jac. Friedr. Schmidt (aus Vlastenzell 1730—96), der die heidnische Vorwelt in sanften „Idyllen“ (1761) zeichnete, der wie Gessner eine Zeitlang als einer der größten Dichter, besonders in den literarischen Blättern seiner Heimath, gepriesen und, wie Gessner, durch Huber den Franzosen bekannt gemacht ward, obgleich sein Ruf nicht so ausdauerte wie Gessner's, eben dieser hat (1759) poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, und darin einen Noah u. A. gedichtet; er fand die Einfachheit der Natur, die er suchte, nicht in der Zeit, und holte sie nicht in Arkadien, sondern in der Urwelt. So zweifelt Gessner nicht an der gewissen Existenz eines goldenen Zeitalters, wie es die Hirtenwelt beschreibt, und dafür ist ihm die Zeit der Patriarchen der Beweis, die doch Niemand abzu-

leugnen wagen werde; daher sind ihm denn auch natürlich jene makellosen Menschen kein Traum, die bei ihm, wie Herder sagt, nicht verschönerte Natur, sondern verschönerte Ideale sind. Fehlt noch etwas, um Gessner's Zusammenhang mit Klopstock augenscheinlich zu machen, so kann es sein Tod Abels, das gerühmteste seiner Werke, vervollständigen. Nicht allein ist das Ausgehen auf das Rührende, die Haltungslosigkeit, Charakterisirung und Motivirung durchaus gleich mit dem Tod Adams, und der Ton seiner Prosa durchaus klopstockisch, sondern er fühlt sich hier selbst dem epischen Dichter näher, er will hier Höheres singen, er wünscht der Welt recht viele Homere, und er gibt ihr hier gleich selbst einen. Das Eine, was ganz gegen Klopstock's Sinn wäre, ist seine Prosa; diesem schien die Frage, ob ein Gedicht in Versen geschrieben sein müsse, gar nicht aufzuwerfen, da die Dichtung des ganzen Ausdrucks der Sprache bedarf und oft damit nicht ausreicht. Aber die Freunde Bodmer und Sulzer hatten ihn mit kritischen Urtheilen und mit dem Beispiel profaischer Uebersetzungen des Milton u. A. gerechtfertigt, und so emancipirten sich die Schweizer immer mehr von Klopstock, indem sie sich auf Einseitigkeiten und einseitige Abweichungen zurückzogen. Gessner gab mit dieser Einführung der Prosa ein sehr verderbliches Beispiel für viele Stümper, die ihm in seinen Idealen nacheiferten. Die Wilmsen (Sammlung für Geist und Herz 1762), Brückner (Unschuldswelt), Breitenbach (in jüdischen Schäfergedichten) u. A. gehören überhaupt unter die elendesten Erscheinungen unserer Literatur; aber auch in andere Gattungen ging diese halb verfliegene, halb elegante, immer aber ganz matte Redeweise über. Wie sehr sie ihm selbst geschadet hat, wie ganz mit Poesie unverträgliche Dinge die profaische Rede an und für sich mitführen muß, zeigt jede erste beste Stelle<sup>74</sup>). Seinem Rufe ist sie vielleicht sehr günstig gewesen. Man weiß, daß kein Dichter Deutsch-

74) Der Anfang des Todes Abel's lautet so: „Stehe du mir bei, Muse, oder edle Begeisterung, die du des Dichters Seele erfüllst, bei nächtlichen Stunden, wenn der Mond über ihm leuchtet, oder im Dunkel des Hains, oder bei der einsamen beschatteten Quelle. Wenn dann die heilige Entzückung seiner Seele sich bemächtigt, dann schwingt sich die Einbildungskraft erhitzt empor, und fliegt mit kühneren Schwingen durch die geistige und sichtbare Welt hin, bis in die ferneren Reiche des Möglichen, sie spürt das überraschende Wunderbare auf und das verborgenste Schöne. Mit reichen Schätzen kehrt sie dann zurück und bauet und sichtet ihr mannichfaltiges Ganzes, indes die haushälterische Vernunft sanft gebietend Aufsicht hält, und wählt und verwirft, und harmonische Verhältnisse sucht. O wie entfliegen da der erhitzen Arbeit die goldnen Stunden! Wie bist du der Bemühung und der Achtung der Edlen werth.“ Hier haben wir eine profaische bodmerische Theorie in Klopstock's Oden Schwung und Worten.

lands im vorigen Jahrhunderte und vielleicht selbst noch jetzt dem Auslande so bekannt war, als Gessner. Ich vermute, daß dies theilweise daher kommt, daß nichts für den Ausländer zum Einüben einer fremden Sprache so förderlich ist, als solche Werke wie Gessner's; wie wir denn für das Italienische und Französische das Aehnliche von Guarini und Fenelon brauchen. In diesen Schriften muß das Inhaltlose durch die höchste Glätte der Form ersetzt werden; den Anfänger stört keine Schwierigkeit des Stoffs, das Verständniß wird durch die Ebenheiten der Satz- bildung, die Wiederholungen, und selbst die dieser Gattung oft eigen- thümlichen Gegensätze und Spitzfindigkeiten erleichtert. Unglücklicher- weise waren die Muster des Fontenelle und Pope in der Schäferdichtung noch nicht verwunden; ja die Erinnerungen an jene süße Zeit dauerten noch, wo der pariser Hof das Schäferwesen zu seiner Unterhaltung brauchte, und wo sich die Deshoulières wünschte, ein Schäfchen zu sein. Je roher die bisher in Deutschland erschienenen Schäferspiele und Ge- dichte waren, desto natürlicher war's, daß man auf die französische Ele- ganz fiel. Gleim, der selbst einen blöden Schäfer (1743) gedichtet hat, sagte, unsre Schäferspiele seien z. Th. wahre Schweinhirtenspiele, und er selbst hielt sich wie Gottsched, Dusch und Andre hier an die Franzosen. Wie sehr sich auch Gessner den Theokrit zum Muster nahm, doch blieb Alles bei ihm modern gefärbt, wie in Wieland's Romanen, neben denen Gessner's Schäfergedicht so natürlich liegt, wie beide Gattungen im gro- ßen Umfange im 16. und 17. Jahrhundert neben einander bestanden. Seine Schäfer mögen weniger französische Hofleute sein, als Fontenelles, aber etwas bleibt davon übrig. Er sagt selbst, er wolle für die jungen Herren von Geschmack im Tode Abel's sorgen, wenn sie sich mit der einfältigen Sprachweise der alten Welt nicht vertragen könnten, er wolle für sie eine Intrigue anbringen, Abel solle ein zärtlicher junger Herr sein, Kain wie ein russischer Hauptmann, und Adam solle nichts reden, als was ein betagter Franzose von Welt sagen könnte. Es ist dies Scherz; aber abgesehen von dem russischen Hauptmann, so hat es mit dem alten Franzosen seine ernsthafte Richtigkeit. Und so sind seine Pnyllen und Chloen nichts als schnippische Stadtmamsellen, und wenn in dem Romane Daphnis die Mädchen schon bloß an den Bach gehen, um ihr Gesicht zu waschen, als sie sich in Puß werfen wollen, so sind es doch im Grunde keine Damen, die gar nicht in einfältiger Redeweise der Schäferwelt sprechen. Wie schaal und süßlich diese Redeweise ist, so matt ist aller Inhalt. Wie er mit seiner laren Prosa Haller's gedrungner Poesie so gegenüberliegt, wie sein geliebter

Wieland gegen Klopstock, eben so macht die bequeme Sinnesart gegen Haller's Ernst, und die ganze friedliche Gattung gegen Haller's oft herbe Satire den schneidendsten Kontrast. Nirgends stoßen wir auf ein kräftiges Moment, wie nahe wir es oft liegen sehen. In dem ersten Schiffer sollte man denken Matrosencharakter und Korsarenblut zu treffen, aber wir finden weder große innere Entwürfe, noch unbestimmten Drang, noch materiellen Zwang, der die Schifffahrt erfindet, sondern Amor zettelt eine Liebschaft an, indem er ein getrenntes Paar einander in Traumbildern bekannt und dann den Steuermann macht! So lag es so nah, daß Gefner, gerade nach Haller's Vorgang auf Schweizerzustände gekommen, auf heimathlichem Boden geblieben wäre, wie Voss, Asteri, Hebel, und der Maler Müller, ja daß er sich der Volkssprache bedient hätte, die bei diesen und im Theokrit, und für spanische Leser in den portugiesischen Schäfergedichten so heimlich anspricht. Denn wenn wir uns einmal für ein so bescheidenes Stillleben, solche ruhige Zustände interessiren sollen, so seien es wenigstens häusliche, zu denen wir den ähnlichen Zug fühlen, wie zu unsern Jugenderinnerungen. Warum hat nie ein Idyllendichter sich diese zum Gegenstande genommen? Denn die Kindheit ist das wahre goldne Zeitalter des Menschen, und wenn wir den gereiften, den gewordenen und vollendeten Menschen von den kleinen Keimen selbst erzählen hörten, und von den Zuständen, aus denen sein Charakter und seine Handlungen geworden sind, so würden wir jenen wunden Fleck vermeiden, an dem fast jeder Idyllendichter leidet, daß er uns nämlich parteiisch erscheint gegen das Leben der Stadt und das Treiben der Welt und die Leidenschaften der Menschen, die er uns nicht zeigt, die er nicht kennt, die er nicht aus Erfahrung sowohl, als aus einem empfindsamen Hang zum Pflanzenleben und zum moralischen Quietismus zu verwerfen scheint. Wie anders, wenn der im Leben Geprüfte und Bestandene im Geiste zu jenem Frieden seiner Kindheit zurückkehrt, oder wenn man uns z. B. zeigte, wie die in der Welt gescheiterten Napoleon und Karl die Einsamkeit der Insel und der Zelle empfängt. Die Reize der Robinsonade liegen eben hier, die einzigen Idyllen, die eine populäre Verbreitung gefunden haben: sie liegen an der Grenze von Handlung und Zustand, von Epos und Idylle, und es ist bezeichnend genug, daß sie in diesen Zeiten des wiederbelebten Idylls sich ausbreiteten, und daß Gefner schon auf der Schule über Robinsonaden brütete<sup>75</sup>). So ließen sich vielleicht doch noch Wendungen finden, mit denen der Idylle selbst ein tieferes Interesse zu

75) Vgl. Bronner's Schriften 1794. I. p. 241.

geben wäre, obwohl die Schwierigkeiten sehr groß sind. Niemand hat darüber schöner gesprochen als Schiller, bei dem es so charakteristisch ist, daß er lieber zu Haller's Gunsten etwas sagt, als zu Gessner's, den dagegen Göthe in seiner Jugend neben Kleist auf Einer Linie mit Klopstock dem Gellert und Aehnlichen entgegengesetzt. Jedes Wort, was Schiller über diesen Gegenstand gesagt hat, ist klassisch. „Der Zweck der Idylle ist, den Menschen im Stande der Unschuld, des Friedens mit sich und von außen darzustellen. Das natürlichste Mittel dazu schien fast immer die Schäferwelt, eine Stelle vor aller Kultur. Es gibt aber auch einen solchen Zustand am Ziele aller Kultur, die Idee davon und der Glaube daran versöhnt uns allein mit allen Uebeln der Kultur. Das Dichtungsvermögen bringt diese Ideen zur sinnlichen Anschauung, und will sie verwirklichen, da es die Erfahrung nicht thut. Die Idylle, die also einen solchen Naturzustand schildert, schließt aber, vor den Anfang aller Kultur gepflanzt, mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, sie stellt das Ziel hinter uns, zu dem sie uns hinführen soll und kann uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche einer Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführt, so hat sie bei dem höchsten Gehalt für das Herz zu wenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist schnell geendigt. Sie kann nur dem ruhebedürftigen kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben, sie kann nicht beleben, nur besänftigen. Keine Kunst der Poeten hat diesem Mangel abhelfen können, der in der Gattung gegründet ist. Bei den Liebhabern derselben ist es nicht ihr Geschmack, der urtheilt, sondern das individuelle Bedürfnis; ihr Urtheil ist also nicht von Belang. Weniger gilt dies von der naiven Idylle als von der sentimental. Jener kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst enthalten ist. Der naive Dichter stellt seinen Gegenstand mit all seinen Grenzen individualisirt dar, er verfehlt seinen Gehalt nicht, wenn er sich nur an die Natur hält; der sentimentale, der seinen Gegenstand idealisirt und allen Grenzen entrückt, sollte daher nicht dem naiven seine Gegenstände abborgen, welche an und für sich gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. So haben unsre sentimentalischen Schäferdichter ein Ideal ausgeführt, und doch die dürftige Hirtenwelt beibehalten; sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individualer Wahrheit verliert, und so weit individuell, daß der ideale Gehalt darunter leidet. Ein Gessner'scher Hirt kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf.

Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voss.“ Bei diesem nehmen wir daher diese Bemerkungen wieder auf. Es mußte durchaus erst eine kräftigere Haltung in die deutsche Literatur kommen, ehe die reine Naivetät, der einfachere Ton und die heimathliche Farbe für die Idylle wieder gefunden ward. Dies lernt man am besten von dem einzigen Schüler Gessners, der einer Erwähnung werth ist, aus den Fischeridyllen von Franz Xaver Bronner (1758 aus Hochstädt), dem Senior unsrer Literatur, der noch in Narau in ehrwürdigem Alter lebt. Seine Idyllen sind aus wirklichen Naturzuständen entlehnt, tragen aber ein völlig ideales Gewand; der Dichter selbst ist ein naiver, ungekünstelter Mensch, aber seine Bildung nicht. Bronner stammt nämlich aus einer Bauernfamilie, und ward in seiner Jugend zum Kloster halb bestimmt halb gezwungen. Er selbst hat sein Leben (1795) beschrieben, in einem trotz seiner Breite sehr fesselnden Buche, das alle gedichteten Klosterromane so weit übertrifft, wie im 17. Jahrh. der *Simplicissimus* alle picarischen Romane, oder wie *Stilling's* Jugendleben alle unsre Nachahmungen des *Horik*. Bronner machte die Schule der Jesuiten, das Kloster der Benediktiner, die feinen Ränke der Pfaffen, die Thorheiten der Illuminaten und Freimaurer, der Jesuiten und Rosenkreuzer durch, und läßt in all dieses Treiben und in den Zustand der katholischen Länder Süddeutschlands auf eine treffliche Weise hineinblicken, da seine ganze Erzählung ruhig und schonend ist, ja da er selbst von dieser Schule und diesen Verhältnissen angesteckt erscheint, wiewohl er dies weiß und in naiver Denkart gesteht. Er riß sich aus eigener Kraft, angesteckt von dem Bildungstrieb der Nation, aus den Beengungen des katholischen Religionsglaubens los, und floh aus dem Kloster in die Schweiz, aber er war zu kräftigem Handeln unfähig geworden, eine rein idyllische Natur selbst. Er hatte im Kloster seit 1777 Fischeridyllen gedichtet, da er aus „seiner Höhle, wo Murmelthiere und Dachs schnarchten“, aus einer engen Spalte nichts vor sich hatte als das Fischerdorf Nied bei Donauwerth; tausend kleine Anlässe liegen seinen Bildchen zu Grunde, die aber ganz luftig und schwebend geriethen, und daher Gessnern sehr gefielen, der sich des gestohlenen Dichters annahm und seine ersten Fischeridyllen (1786) herausgab. Es sind nicht etwa die Schäferlichkeiten bloß dem Fischerleben untergeschoben, wie es Bronner in den *piscatoriis* des Jesuiten Gianettastius (1685) fand, sondern die sehr einfachen, oft gar zu kleinen und unbedeutenden Schildereien, Situationen und Gemälde sind



selbständig gefunden, tragen aber einen Ton, der die Lektüre der alten Eklogen, des Gessner, des Siegwart, des Yoric und Ossian verräth. Ueberall geben sie die elegische Stimmung des Dichters im sanften Abdruck wieder, und dies ist ihre naive und natürliche Seite. Aber der Geschmack der Zeit erlaubte ihm nicht, kräftiger das nahe Leben zu ergreifen, die Kluft zwischen ihm und der Dichtung nicht so groß zu machen, und so kam es, daß er zuletzt selbst fühlte, wie die Idylle schwerlich mehr eine Lieblingslektüre des Volks werden könnte, und daß er unbewußt in der wirklichen Abschilderung seines Lebens viel schönere Idyllen eingeflochten hat, als in seiner Sammlung stehen.

Wenn man sagen kann, daß Bodmer die leere Form, Gessner die empfindsame Weichheit und die idyllische Schilderei der klopstock'schen Poesie auf die Spitze trieb, so that dies Joh. Kaspar Lavater (1741—1801) in Bezug auf ihren christlichen Gehalt. Wir kommen später auf diesen merkwürdigen Mann zurück, an dieser Stelle heben wir blos seine Poesien hervor, die sich ohnehin von seinen übrigen Schriften, die ihn für unsere Bildung bedeutend gemacht haben, ganz ablösen, und die uns am besten zeigen, wie die geistliche Poesie bald in sich selbst zerfallen mußte, in einer Zeit, wo der Religionsglaube sich anfang in Fanatismus und Gleichgültigkeit zu theilen, wo Wieland und Lavater gleichmäßig aus Einer Schule hervorgehen konnten. Lavater's Studienzeit fiel in die Periode, wo Klopstock's Messias und Rousseau's Freiheitsideen in der Schweiz die Stimmungen der Jugend beherrschten und religiöse und patriotische Hochgefühle nährten, die in Zürich besonders durch Bodmer und Breitinger unterhalten wurden. Auch in Lavater ist daher, wie in Klopstock, anfangs diese Doppelseite vaterländischer und christlicher Interessen zu bemerken. Sein Name ward zuerst laut, als er mit Heinrich Füssli den Landvogt Grebel in Gröningen Expressungs halber angriff. Der junge, feurige Geist, der zu diesem Sturme antrieb, ist ganz derselbe, der Klopstock's freiere Oden eingab, der sich in Lavater's Schweizerliedern Luft machte, der von der Schweiz aus die gedrückten schwäbischen Schriftsteller ergriff, weil er in der schweizer Jugend, unterstützt von der Freundschaftsschwärmerei jener Tage zu einer kräftigen Blüte kam. In Schinznach versammelte sich seit 1762 eine patriotische Gesellschaft von Jünglingen, unter denen wir außer Lavater und Gessner auch Zimmermann, Hirzel, Hsclin und viele andere wohlbekanntere Namen finden. Ihnen allen war jenes klopstock'sche Selbstgefühl, jener Stolz auf einen Seelenadel neben der Verachtung des gemeinen Geburtsadels, jenes schwärmerische Wohlgefallen an Idealen einer Men-

schen- und Staatenkultur eigen, die sie in diese absondernde, emporhebende Gemeinschaft zusammentrieb, welche wieder ihrerseits jene Empfindungen steigerte. Zimmermann's Einsamkeit und Nationalstolz, Iselin's Träume eines Menschenfreundes sind in den ersten Ausgaben, ehe jene dort zu Anekdotensammlungen, diese hier zu einer Staatslehre anwuchsen, die sprechenden Zeugnisse für den edlen, guten, erreglichen Sinn dieser Jugend, die schnell anfang, den Diplomaten, den Häuptern der aristokratischen Cantone, den Katholiken, gefährlich zu dünken. Selbst Haller neckte sich lange an dieser Gesellschaft; er hielt die Mitglieder „für Feinde der allein seligmachenden Landesorthodoxie, für Lehrlinge und Mitverschworene des verrufenen Rousseau“<sup>76</sup>). In dieser Gesellschaft fiel durch einen Herrn Planta 1766 die Aeußerung, wie vaterländische populäre Lieder edle Volksgesinnungen erwecken könnten; der junge Lavater griff sie auf und lieferte im folgenden Jahre seine Schweizerlieder, deren Druck anfangs von der Büchercensur in Zürich verboten wurde, weil man „den alten Mist nicht wieder aufwärmen solle.“ Diese Lieder sind das reinste, schönste und unverkümmerste, was Lavater gemacht hat; sie sind zwar formell den Gleim'schen Kriegsliedern nachgeahmt und mit der Aengstlichkeit eines Mannes gemacht, der seinen dichterischen Talenten nicht so viel traute als einer Kritik von Klop, allein sie zeigen dennoch, selbst ihre Muster und Originale übertreffend, wie ein freier Boden solche ungezwungene vaterländische Empfindungen weckt, die wieder ganz anders auf ihre Umgebung wirken, als da, wo erst Volksinn und Vaterlandsgefühl geschaffen werden muß. Diese Lieder drangen wirklich in das Volk ein, und in alle Klassen des Volks, wurden damals mit Begeisterung von Alt und Jung gesungen und haben bis heute ausgehalten. Uebrigens sind diese Dichtungen ganz im Dienste moralischer Gesichtspunkte gemacht, nach Bodmer's Vorbild und Vorschrift<sup>77</sup>); und bald gab Lavater, entschiedner noch als Klopstock, seine Poesie Gott und der Religion ausschließend in Dienst. Auf seiner ersten deutschen Reise hatte er schon Klopstock kennen gelernt; er las

76) Zimmermann, von der Einsamkeit. Im dritten Bande der späteren Ausgaben.

77) Schweizerlieder 1768. p. 422.

Dir, dir sind alle meine Lieder, moralischer Gesinnung, geweiht!  
Das, Bodmer, hast du mich gelehrt, zu dieser Wahrheit will ich stehn,  
Und wenn uns auch die Welt nicht hört: nein, was nicht gut ist, ist nicht  
schön!

Lacht laut, so viel ihr lachen wollt, ich singe mehr als Lieb und Wein,  
Verdammt mit lauter Stimme sollt ihr mir, ihr Wollustlieder, sein!

seine Oden, ahmte sie nach, betete nach ihnen, er konnte an dem Messias sich nicht sättigen, er lieferte spät noch eine Ilias nach dem Homer, nachdem das Feuer für diese fromme Poesie so ziemlich in ihm allein übrig geblieben war, und ein patriarchalisches Schauspiel (Abraham und Isaak), nachdem der patriarchalische Geschmack schon ganz auf der Reize war (1780). Er bildete Klopstock's Geschmack fürs Erhabene noch übertriebener in sich aus, er steigerte jene oligarchischen Begriffe vom Christenthum so hoch, bis Er denselben höchstens allein noch entsprach, und aus Bescheidenheit bekannte, daß er Keinen wisse, der ihnen entspreche; den vermenschlichten und persönlichen Gott, den er predigte, lehrte und besang, ließ man sich in der Poesie noch gerne gefallen, die praktische Lehre darüber ward aber kindisch. Der brausende Kopf überspannte Alles, was er berührte, und trieb Alles zu einer Höhe, die den Herabsturz ins Gegentheil nothwendig machte. Wenn man in Klopstock den Stand der Empfindung bei seinen geistlichen Poesien nicht bezweifeln konnte, dagegen bei Cramer schon das Feuer kalt fand, so hat es nicht an solchen gefehlt, die Lavater's Flammen für Eis hielten. Man fand zuletzt bei seinem übertriebenen Christenthum keine weitere Ueberzeugung mehr, als etwa die poetische während seiner Ausarbeitungen; und ein Mann wie Humboldt, der ihn persönlich sah, fand die Ideenleere dieses Kopfes sogleich aus, und vermist die Thätigkeit in ihm, mit der geniale Menschen die geahnte Wahrheit suchen und die Wärme, mit der sie die gefundene umfassen. Wollen wir dies auf seine Poesien anwenden, so sehen wir, wie sie bloß aus überspannten Anforderungen so schlaff, ja aus jüher Hitze so kalt wurden. Wie Cramer sah Lavater die Bibel vielfach mit poetischen Augen an, sie bot ihm die schönsten dramatischen Gemälde dar, er lernte aus ihr die feinsten auf jede menschliche Natur wirkenden Regeln der ächten Alle begeisternden Dichtkunst; wer aus der Bibel nicht dichten lernte, meinte er, der werde gewiß aus keinem Lehrbuch der Dichtkunst etwas lernen. Lavater hat das Dichten gewiß nicht aus Lehrbüchern gelernt, das können schon seine zahllosen Gelegenheitsherameter beweisen; aus der Bibel aber eben so wenig, und aus eigner Natur am wenigsten. Er hat später als alle damaligen bedeutenden Liederdichter, auf die wir sogleich zurückkommen werden, später als Klopstock, Gellert und Cramer seine christlichen Lieder gedichtet, er hat größere Anforderungen an das geistliche Lied gemacht, als Alle, und hat weit geringere geliefert. Gewiß setzt ein christlich Lied, sagt er, mehr voraus, als Klopstock's Schwung oder Triumphton, mehr als Gellert's Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, mehr als Cramer's

Kühnheit und Fleiß! Erleuchtung! eigne Empfindung, Erfahrung, Schriftkenntniß, tiefe richtige feine Schriftkenntniß, und himmlische Salbung! ein feiernder Ton, dem lieber etwas Deutlichkeit geopfert werden soll! Er scheint dies Alles vereinigen zu wollen, und dadurch hebt er Alles auf; selbst diesem Feiertone geht am Ende die Deutlichkeit vor, und wenn nicht im Texte, so doch in den Noten, in denen er strahlenspalte die klarsten Ausdrücke erklärt. Jede Zeile, jedes Wort ist ihm bedeutungsvoll, er begleitet die ausgesprochenen Gedanken mit geheimen, die Bedeutsamkeit des Einzelnen soll dem Ganzen Bedeutung geben, und raubt sie ihm. Diese Lieder sind daher Gebete, aus der größten Subjektivität, von einem Glaubenshelden für Glaubenshelden geschrieben, ohne Musik und ohne Poesie, mit zu viel Beredsamkeit, wie Herder meinte, so daß ein armer Zöllner mit seinem einsilbigen Gebete nicht wisse, wo aus und ein. Einzelne dieser Lieder haben indessen bereiten Eingang gefunden; seinen Jesus Messias dagegen, das Gedicht, das er für alle Leser Klopstock's bestimmte, für alle, die mehr als trivialen Dichtersinn haben, das er eins seiner ausgezeichnetsten, dauerfähigsten, tief aus der Seele quellenden Produkte nannte<sup>78)</sup>, ist ganz verschollen. Er paraphrasirte unter diesem Titel erst (1780) die Apokalypse in Hexametern, und man kann denken, mit welchem Schwung der neue Johannes in eigener Person die Gesichte des alten wiederholt. Dann folgten die Evangelien und Apostelgeschichten in Gesängen, ein Werk von dem breitesten Umfang, das Hamann der Klopstock'schen Messias wie Martha der Maria gegenüberstellte, und dessen historischer Stoff alle poetische Form nach seiner Meinung übertrifft. In der That ist es eine bloß historisch-encyklopädische Paraphrase und Gregese des neuen Testaments, rhapsodische Erzählungen ohne alle epische Farbe, ein Werk von vielleicht gelehrter Erbauung, nicht von religiöser, geschweige poetischer, ein Gedicht des Studiums, nicht der Begeisterung. Der Dichter will etwas erzwingen, was die Zeit nicht mehr hat und mag, er wiederholt sich, dehnt sich, überschreitet sich bis zur Heiserkeit, um im Tumult anderer Dinge gehört zu werden. Klopstock's Werk war die Frucht einer edlen heißen Jugendglut, Andacht und wahrer Empfindung, dies aber ist die Frucht der Bibellektüre mit Kommentar und Konfordanz; jenes ist lyrischer Gesang, dies Doktrin und Gregese im Salton des prophetischen Rothurns; jenes Oratorium und Hymnus, dies Evangelienharmonie voll kleinlicher Pedanterie, bis auf

78) In den Herzenserleichterungen, wo er eine kritische Ueberschau seiner Schriften hält.

die Bewahrung der Geschlechtsreihen, um ja kein biblisches Brosämlein verloren gehen zu lassen. Dort sprach uns rührend eine ächte Liebe zu Christus an, hier schreckt uns ein hohler Stolz des düffelhaften Schülers auf den Meister unwohlthuend ab. Kurz, dieses Werk ist das non plus ultra der bodmerischen Nachahmungen, von der höchsten Höhe prophetischer Erhabenheit zur Tiefe historischer Prosa herabgesunken. Die „Hochflüge und Gemeingänge“ des Lavater'schen Geistes liegen hier dicht nebeneinander, und würden, wie bei den mystischen Dichtern des 17. Jahrh's. noch schroffer beisammen liegen, und Lavater würde Klopstock so gegenüber stehen, wie eben diese einem Gerhard, wenn es die Zeit gelitten hätte, statt in Predigt und Prosa. Allein weder die Zeit litt dieses, noch Lavater's Natur, deren poetische Nüchternheit Göthe noch in den Jahren des guten Vernehmens mit ihm vortrefflich bemerkte. Als Lavater 1768 die Ausichten in die Ewigkeit schrieb, in denen er den Plan zu einem Gedichte über diese Materie niederlegte, befremdete Göthe die Berechnung dieses raisonnirenden Werkes über einen solchen Stoff, der so (poetisch) behandelt werden sollte, für Gelehrte und Denker. Hätte Lavater, sagte er, für den empfindenden Theil des Menschen zu singen sich zum Seher berufen gefühlt, so sollte er diese Briefe (an Zimmermann) nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle, und Alle mit fortgerissen, allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da man eher hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er Gesichtspunkte variiren, Skrupel wegräumen, und dazu bestimmte er diese Briefe. Er hätte besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen. Dazu hat er über diese Materie schon genug, schon zu viel gedacht. — Dann wünscht er ihm zu diesem Werke „einige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, dem Geister durch alle Sinne und Glieder sprachen, und in dessen Busen die Engel wohnten.“ Wer auch so wenig wie Göthe auf die Dauer mit Klopstock oder Lavater empfindet, der fühlt doch schon aus diesen Worten, wie richtig der grübelnde Theologe hier auf seinen Weg gewiesen und gegen den empfindenden Dichter in Schatten gestellt wird.

Im Süden Deutschlands, wo die epische Dichtung zu Hause war, gruppirten sich mehr die epischen Nachfolger Klopstock's zusammen; im Norden schließen sich von Seiten der religiösen Poesie, die wir hier allein im Auge haben, mehrere Kirchenlierdichter an ihn an. Er war 1751 nach Kopenhagen berufen, wo schon früher durch Elias Schlegel eine deutsche literarische Kolonie eröffnet war; Klopstock zog 1753 Ba-

sedow nach sich, 1757 J. A. Cramer und dieser wieder G. F. Fund. Eine Weile lebte später auch Gerstenberg in der Nähe. Diese Pflanzstätte deutscher Literatur fing schon frühe an, auf die dänische zu wirken (in Fernstrupp, Jacob Graah, der Frau von Passow u. A.), und späterhin sehen wir die Baggesen und Dehleschläger die Verbindung beider nachbarlichen Dichtungen auf die Spitze treiben, und an der ganzen Nord- und Dänsee bildete sich eine jüngere Dichterschule, die Klopstock's Farbe nicht verleugnen konnte. Unter allen seinen ersten Anhängern, Freunden und Geistesverwandten steht J. A. Cramer (aus der Gegend von Annaberg 1723—88) obenan; von ihm geht auch das Kirchenlied der damaligen Periode aus und auf ihn zurück. Er gab, ehe er noch die Sammlungen seiner Lieder und übersehten Psalmen (1762. 82.) veranstaltete, einzelne Hymnen in den Bremer Beiträgen und in dem mit Schlegel herausgegebenen Jüngling, und in diesen herrschte, schon ehe Klopstock auftrat, jener Schwung, der Beiden immer eigen blieb, und das Streben sich über das Gewöhnliche zu heben. Von diesem Standpunkte aus muß das Kirchenlied dieser Zeiten durchaus betrachtet werden; auch in ihm ziehen wir uns vornehm aus der großen Masse zurück und schließen uns aristokratischer zusammen. Spalding, Zollikofer und ähnliche Geistliche fühlten damals das Bedürfnis, für eine feinere Gesellschaft feinere Lieder zu haben; man fing an die alten zu bessern; Klopstock, Schlegel, Cramer, Alle haben diese Verbesserungspoesie getrieben. Herder, der den Sinn für Natur und Einfachheit nicht verlor, der diese Vornehmheiten gering achtete, hat sich immer gegen die Art und Weise dieser Verbesserungen erklärt. Was sie geben konnten war statt der Einfalt Glätte oder meinethalb Würde und Poesie; ob aber diese das Kriterium für gute kirchliche Lieder waren, haben wir gleich anfangs bezweifeln müssen. Nicht als ob wir das Unpoetische in der Religion so sehr liebten; wir haben uns im Gegentheil bei Gryphius nicht anders als freuen können über diese neue Zierde der geistlichen Dichtung. Aber bei ihm floß sie aus einer unbewußten Fülle, während sie bei diesen jetzigen Dichtern vielfach von Absichten und Ansichten, von vornehmer Stellung und Polemik eingegeben ist. Das Zurückziehen der Kultur in engere Kreise kann für die Dichtung vielfach förderlich sein, die wir dem großen Haufen von Anfang an nicht gern verfallen sahen, allein mit der Religion und religiösen Dichtung ist es weit anders. Statt also mit Rambach hier eine Wiedergeburt der Kirchenlieder zu finden, sehen wir nichts als die höchste Spitze derjenigen Kunst, die diese Gattung verträgt, und damit das eigentliche Ziel derselben gekommen. Sie hat in

jenen Tagen ihre letzte Bedeutung für die Oeffentlichkeit gehabt; was später fiel, kann nur als Ausnahme gelten, an der es in der Mannichfaltigkeit des Lebens niemals fehlt, obwohl ich auch da keine besonders auffallende anzuführen, und, als charakteristische Erscheinungen der Weiterbildung dieses Zweiges, nur geschmackvollere Sammlungen und kritische und historische Forschungen auszuzeichnen wüßte. Selbst an den damaligen Liederdichtern ist es schon nicht ohne Bedeutung, daß sie bessere Theorien als Lieder, und nie Lieder ohne Theorien machten. Unter ihnen ist Gellert derjenige, der am meisten populär blieb, der am wenigsten jene oligarchischen Eigenheiten theilte, der auch weit mehr aus seiner eigenen religiösen Natur als aus Anregung durch Klopstock seit 1754 ungefähr sich mit Liedern beschäftigte, und 1757 deren veröffentlichte. Allein wir haben oben gesehen, wie diese Natur durch Kränklichkeit vielfach bedingt war. Jene alte Freudigkeit und gesunde Kraft eines Gerhard suchen wir daher hier umsonst, auch die Stärke der Empfindung, die hier dichten sollte, ist ihm nicht eigen. Er unterscheidet zwischen Liedern, die vorzugsweise für den Gesang oder für den Lehrvortrag bestimmt sind. Jene sind bei ihm die seltneren, aber weit die besseren, und es ist gewiß, daß darunter ganz vorzügliche Stücke sind; die lehrhaften aber sind die ihm eigenthümlichen. Hier wird die Sprache der Empfindung und Phantasie ganz preis gegeben, und jene deutliche, prosaische Rede aus Grundsatz angewendet, die ihm überhaupt eigen war, die leicht zum Kopf, schwerer zu Herzen geht, weil es nur auf dem Umwege durch den Kopf geschehen kann. Eben diese Eigenschaft machte seinen Liedern Eingang auf die Schule; sie passen zum Auswendiglernen und zur Erklärung, weil sie plan und logisch sind. Daß sie auch zum Gesang so viel gebraucht wurden und als eigentliche Andachts- und Erbauungsbücher viele älteren verdrängten, beweist nur gegen die Lebendigkeit der alten gläubigen Empfindungen. Der Ausdruck eines nie angefochtenen Glaubens wirkt auf die Andacht weit besser, als die schönsten Gründe der Ueberzeugung. Aber allen Liedern dieser Zeit sieht man an, daß sie die Freigeister überzeugen wollen, daß sie keinen Boden mehr vermuthen, auf dem sie mit den alten einfältigen Mitteln ausreichen. Das Christenthum ist nicht mehr ein unangefochtener Besitz, es ist ein Eigenthum, das gefährdet, angegriffen, zu vertheidigen, zu rechtfertigen ist, die Dichter sind alle auf der Defensiv. Es ist daher eine gewisse Aengstlichkeit bei Gellert; er betet, ehe er seine Lieder dichtet; er schickt sie allen seinen Freunden zur Kritik, er treibt das ganze Werk als eine Sache der Pflicht. Vielfach thaten seine Lieder

daher keine Genüge. Cramer war ihnen entgegen, der überhaupt als das andere Extrem des verständigen Lehrliedes auftritt; zwischen beiden liegen die übrigen als Bindeglieder. Von Seiten der großen Sanftmuth und des wohlwollenden Herzens, und wieder des glücklichen Gebrauchs der Bibel, der Deutlichkeit und leichten Eingänglichkeit, sind wohl die geistlichen Lieder (1766) von Chr. Fr. Meander den Gellert'schen am ähnlichsten, der schon mit 18 Jahren aus Halle Beiträge in die Belustigungen schickte und von der frommen Bewegung um geistliche Lieder unter Gellert, Klopstock und Cramer hingerissen ward, die seinigen herauszugeben. J. W. Schlegel (aus Meissen 1721—93) billigt im Grundsatz Gellert's Unterscheidung zwischen Liedern des Affekts und der Lehre, er hält auch die letzteren von gleichem Werth wie die ersteren, ja er stellt das geistliche Lied unter die Künste, die mehr nützen und unterrichten, als ergözen. Die Lehrlieder sind ihm das Lehrbuch des gemeinen Mannes. Aber in seinen geistlichen Gesängen (1765—72) selbst versucht er sich doch mehr Cramer und Klopstock zu nähern, und noch mehr in jenen andächtigen Liedern, die in seine vermischten Gedichte (1787) eingegangen sind. Er war überhaupt so wenig selbständig und lehnte sich in seinen Beschäftigungen mit Liedern und Fabeln, mit dem Chrysostomus und Batteux, mit Zeitschriften und Predigten immer an Jemanden, und am meisten an Cramer an, und an ihm allein hat auch Klopstock selbst in jener Freundschaftsode zu tadeln, daß er „des Richters Stirne zu wenig faltete.“ Uebrigens entfernt er sich in seinen Liedern mehr von der Herrschaft des Verstandes und von den längeren Perioden, weil nach seiner Ansicht weder die wahre Empfindung, die in dem Liede, noch der gemeine Mann, für den das Lied sein soll, sich periodisch ausdrücken. Er arbeitet also schon aus der Verständigkeit zur bloßen Verständlichkeit weg. Anders gestaltet sich die Theorie und Praxis des Lieds bei Klopstock (geistliche Lieder 1758). Er unterscheidet erhabne und sanfte Psalmen, Gesänge und Lieder. Jene, zu denen eigentlich seine Neigung steht, würden von den Meisten nicht verstanden, in diesen muß man sich „herablassen“, und viele poetische Schönheiten opfern, um der moralischen Absicht willen, Vielen zu nützen. Der Gesang ist kurz, feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften, kühn, bildreich, das Lied mildert diese Sprache der Entzückung in sanfte Andacht und Demuth. Den Gesang würde keine Religiosität ohne Genie erreichen, das Lied kein Genie ohne Religiosität. Wer Lieder machte, die auch dem gefielen, der dem Gesang, der Dede folgen kann, der hat treffliche Lieder gemacht; und solche Lieder wollte Er offenbar liefern. Beide Gattungen aber sollten



nach ihm keine Abhandlungen von einer Lehre der Religion sein, sie sollen das Herz bewegen, weil die Andacht mehr Herz als Betrachtung ist, ihr Inhalt soll mehr Dank als Klage sein, sie sollen die Werke Gottes und Jesu besingen, ihr Hauptton soll der Ausdruck der Empfindung des neuen Testaments sein. Aus diesen Bestimmungen, die zum Theil seinen Tadel gegen Gellert enthalten, sieht man aber, daß, wenn Einer, so Er auf dem Wege unsrer alten freundigen Liederdichter steht; dabei hatte er gewiß alle inneren Gaben und dazu die äußeren Begünstigungen der in Sprache und poetischem Ausdruck vorgerückten Zeit. Warum befriedigt dennoch sein Lied noch weniger als selbst Gellert's? Weil in die Zeit des poetischen Urtheils und Geschmacks versetzt diese Gattung nothwendig untergehen mußte. Lessing hat über diese Lieder Klopstock's an Gleim eine Fragschlinge gestellt, aus der man sich bei unserer ganzen christlichen Poesie nicht helfen kann. Was sagen Sie dazu, fragt er? Wenn Sie schlecht davon urtheilen, so werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmak. Wir wollen aber den freieren Lessing nicht hören, sondern ein Urtheil von Herder anführen. Ich glaube nicht, sagt dieser, daß Klopstock's geistliche Lieder immer Lieder fürs Volk sind, und daß sie seltner ganze Gegenstände, ganze Pflichten, Thaten und Gestalten des Herzens besingen, als Theile, seine Nuancen, oft Mittelnuancen von Empfindungen, daß also ein sehr sympathetischer und zu gewissen Vorstellungen sehr zu gebildeter Charakter zum ganzen Sänger seiner Lieder gehört. Man beachte ja, wie dies wieder den adlichen Dichter bezeichnet, der sich zur Herablassung herabläßt in diesen Liedern, der für die Masse dichtet, nicht weil ihn seine Dichtung dahin zieht, sondern blos das christliche Pflichtgefühl, der zwischen Gemeinde und Chor scheidet, für jene das Lied, für diesen den Gesang als für eine obere Behörde, zurichtete, und der sich mit der dritten Gattung, „die nicht für den Gottesdienst geschrieben ist“, (mit dem Messias) in eine noch auserlesnere Gesellschaft zurückzog. Seine Lieder streifen eher immer an den Gesang, nach seiner Unterscheidung; sie setzen seine messiasische Mythologie gleichsam voraus, sie haben nichts Praktisches, sie reden oft in Konstruktionen, die dem gemeinen Mann schwer fallen würden; sie sind zu aufregend für die Menge, diese Donnerstimmen, dies Händeringen ist nicht für das ruhige Gebet einer großen Gemeinde. Diesem Charakter seiner Lieder sind die von Funck, Basedow und Cramer verwandt. Auch die Theorie des Letzteren<sup>79)</sup> führt das nur schärfer aus was Klopstock will,

79) Nord. Aufseher Bd. III, 1. p. 151.

und setzt sich bestimmt gegen Gellert. Daß es möglich sei, sagte er, nützliche Lehrlieder zu machen, ist wohl unstrittig. Aber darf man wohl Denkversen den Namen eines Liedes beilegen? Gottesdienstliche Lieder sollen gesungen werden, das ist ihre Natur; die Musik aber ist eine Tochter der Empfindung. Sie kann nichts ausdrücken als was Empfindung ist. Die Lieder sollen von Allen gesungen werden, wer soll also lehren und wer lernen? und warum sollen die Lieder unterrichten, da dies die Predigt und die Katechisation thun soll? Sie sollen erbauen; dazu reicht der Unterricht nicht aus: man ist noch nicht erbaut, weil der Verstand erleuchtet ist. Lieder, worin Empfindung und Affekt herrscht, werden mehr erbauen als Lehrlieder. Viele von Gellert's Liedern würden weit mehr erbauen, wenn sie den Ton hätten, den die meisten (?) schon haben. Wie Klopstock für die Ode, so will Er, bei dem auch in der Praxis Klopstock's Unterschied zwischen Gesang und Lied mehr schwindet, für alles Kirchenlied nicht die Regel des verständigen Denkens, sondern die des Affekts festgesetzt, er will es immer, wie übrigens auch Klopstock, auf Gesang berechnet haben. Er wendet daher der kälteren Sprache der Gnomen den Rücken, er ist auch in seinen gemäßigteren Liedern kühner, als Gellert in seinen gehobenen. Auch ihm ist der Gehalt seines Gegenstandes zu unendlich für seine endlichen Gesänge, und die Folge ist die angestrenngtere Erhebung. Er ist in Glanz der Farben, in überraschenden Bildern, nicht selten sogar in sehr einfältigen Stellen, die sich unter dem Pomphaften desto besser hervorheben, oft vortrefflich, er kann an Gerhard erinnern, aber er ist nicht schlicht genug, um lange an ihn zu erinnern. Was bei Gellert zu viele Feile war, das ist bei ihm zu wenig. Er verfolgt in einer gewissen Ordnung mit seinen Liedern (Sämmtliche Gedichte 1782) die sämmtlichen theoretischen und praktischen Lehren des Christenthums, und durch dieses Zuviel, wie durch das gewöhnliche Zuhoß wird sein Feuer, wie die Literaturbriefe ihm vorwerfen, kalt. Seine Begeisterung, seine Stärke stellt sich nicht mehr wie bei Luther's Zeitgenossen ungerufen ein. Sein Lied, wie sehr er es auf die Musik berechnen wollte, wird in den Händen des berühmten Predigers rednerisch<sup>80</sup>). Daher sind jene nicht für den Gesang berechneten Stücke, wie seine Oden an Luther und Melancthon, eben die, worinnen

80) Sämmtl. Gedichte Bd. 3. p. 262.

Ein heilig Band vereint euch Beide,

Dich fromme Dichtkunst, meine Freude,

Dich heilige Beredsamkeit u. s. f.

wie Klopstock von seiner Dichtung und Musik sagte.

Alles von Ausrufungen, Fragen, Sprüngen und jauchzenden Tönen voll ist, immer am charakteristischsten gefunden worden. Auch seinen Predigten machte man die ähnlichen Vorwürfe wie seinen Liedern. Wenn man damals Zeter schrie über den neuen kostbaren Pomp, den die priesterlichen Klopstockianer auf die Kanzel brachten, so war Cramer damit nicht am wenigsten gemeint. Nachdem Mosheim mehr von den Trublet und Bourdaloue, die noch Wieland anpreisen mochte, weggewiesen hatte zu Tillotson und Clarke, kehrten Cramer und Schlegel wieder zu den Franzosen zurück, und selbst Ebert fand, daß Cramer, wo er Clarke sein wollte, Chryostomus wurde. Alle diese Eigenschaften hängen damit zusammen, daß Cramer seine unpoetische Natur und Gattung zur poetischen zwingen wollte. Wie Klopstock, so ist auch er, und noch greller, eine völlig nordische Natur; wie ganz Norddeutschland mit dieser Gattung des christlichen Gesanges that, so Er: es sollte Poesie mit Religion ersetzt werden, denn, wie er selbst meinte, so könnte das Herz sehr oft das Genie ersetzen. Und wie wir im Gefühl des Mangels an innerer Dichterweihe oft thun, wenn wir ihn uns nicht gestehen: er schraubte Sprache und Stoff, und endlich selbst seine Gesinnung zu einer Höhe, die einen Rückschlag nothwendig hervorrief. Wir haben angedeutet, daß die berliner Literaturbriefe an seinen Liedern und Predigten auszusetzen anfangen; sie tadelten auch seine Gesinnungen, die in dem Nordischen Aufseher laut wurden, einer Wochenschrift, die seit 1760 in Kopenhagen erschien, und an der außer ihm nur Klopstock und Jund mit arbeiteten. Hier begann eigentlich schon der Kampf der Nüchternheit mit der Verstiegtheit, und wie bei den Patriarchaden so werden wir auch hier auf die preussische Literatur hingewiesen, zu der wir zunächst übergehen müssen. In jener Wochenschrift, die sich noch als eine Fortsetzung des Spectators ankündigte, war die Art von angestrongter Beschaulichkeit und Frömmigkeit, wie sie die Klopstock'sche Schule zunächst mit sich brachte, in der That am weitesten getrieben. Hier erklärte Klopstock selbst das Leben für einen Gang zum Grabe und einen Schauplatz des Glends; hier ward Young für ein weit größeres Genie als Milton erklärt; unter allen Menschen sei er dem Geiste David's und der Propheten am nächsten, und nach der Bibel sei kein geliebteres Buch als seine Nachtgedanken. Alle Ironie und Satire wird finster verworfen, alle thörichte Heiterkeit auf der Bühne, der Pantalou der italienischen Bühne wird mit Gottsched geschmäht, auf dessen Standpunkte die ästhetischen Urtheile und die Liebhaberei am Batteur Gramern überhaupt noch sehen lassen. Er vergibt selbst Molières seine Farcen nicht, und läßt sich nicht von dem ver-

führen, was an Shakespeare Erhabenes, Pathetisches und Erstaunungswürdiges sein mag; er empfiehlt lieber die Lebensfreunden der englischen Dichterin Rowe (geb. Singer), die sich stets nach dem Tode sehnte. Die Freigeister nennt er die Schmeißfliege der Gesellschaft, und er vermuthet nicht, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffener Mann sein könne. Noch dazu ist ihm wie seinem Meister Young deutliche Erkenntniß der Religion nicht genug; man soll bis zur Begeisterung davon gerührt sein, die Religion soll gleichsam eine Leidenschaft werden. Ihr Quietisten in der Verehrung Gottes, ruft er mit Young, die ihr zwar hinkt, aber ohne mit Gott um den Segen gerungen zu haben, denkt ihr, daß die Leidenschaften eben die Heiden der Seele sind? Ist die Vernunft allein getauft? allein verordnet, geweihte Gegenstände anzurufen? Bei der Religion und Erlösung ist es gottlos ruhig zu bleiben! Affekt ist hier Vernunft, hier ist Entzückung Gelassenheit. Eine laue Andacht ist unandächtig, aber wenn sie glüht, so schlägt ihre Hitze bis zum Himmel hinauf! Es gibt keine Stelle die ein schlagenderes Licht auf die Poesie und das Christenthum dieser Männer werfen könnte, so wie es überhaupt keinen Schriftsteller gibt, der damals so elende Finsterlinge zur Nachahmerei und Schriftstellerei trieb als Young. Alles wollte in den ersten Jahren, nachdem Ebert's Uebersetzung erschienen war (1754), in Prosa und Versen den Poeten von der trauernden Gestalt machen, und wir wurden mit Einsamkeit und Nachtgedanken überschwemmt, die nicht wenig die aufkeimende Reizbarkeit und Hypochondrie zur Reife zu bringen halfen. Gewiß war es gut, daß die heitere Lebensphilosophie des Gleim'schen Kreises, die es mit dem Leben nicht so ängstlich und schwer nahmen, diesem Geiste einen Damm entgegenwarf und daß sich zuletzt die Berliner mit Hestigkeit widersetzten.

Diese beiden Gruppen epischer und lyrischer Dichter bahnen uns den Uebergang von den christlichen Dichtern der kloppstock'schen Schule zu den theils antikisirenden, theils teutonisirenden Dichtern und den mehr philosophirenden Literaten in preußischen Landen; es bleibt uns noch eine dritte übrig, die uns eben dahin den Weg weist. In Würtemberg nämlich hatte seit langer Zeit, wie in der Schweiz, alle Literatur ganz geseiert, und es lassen sich überhaupt sehr ähnliche Erscheinungen hier wie da nachweisen. Seit dem 30jährigen Kriege war Würtemberg in Frieden und Ruhe zurückgefallen; die nächsten Herzoge nach dieser Zeit ließen jene Thätigkeit der früheren, die kleinern Fürsten allein möglich ist, auf Vergrößerungen bedacht zu sein, fallen; das Land versank in Gleichgültigkeit gegen alle fremde Einwirkungen, und nur die benach-

barten Jesuiten in Dillingen und Augsburg übten noch spät im 18. Jahrhundert Einflüsse, die natürlich der Literatur nicht günstig waren. Auch als sich späterhin neue politische und literarische Thätigkeit entwickelte, ging es wie in der Schweiz sehr langsam, bis sich eine allgemeine Theilnahme bildete, und es sah damals weit anders in Schwaben aus als jetzt, wo vielleicht in keiner deutschen Provinz die erworbene Bildung so sehr Gemeingut zu werden strebt, wie dort. Abbt hat die Bemerkung gemacht, daß in seinem Vaterlande damals der Haß des Fremden ein Haupthinderniß der Bildung war, die engen häuslichen Verhältnisse, das Anschließen an einander und das Abschließen im Dialekt. Aehnlich klagte Wieland, seine Landsleute seien der Art, daß ihn seine Schriften, statt ihn zu empfehlen, um allen Kredit brächten. Ein Poet sei da ein Zeitverderber, ein Philosoph ein andächtiger Grübler, und beide Wissenschaften brodlose Künste, mit denen sich ein vernünftiger Mensch nicht abgebe. In den 60er Jahren hatten Studirende in Tübingen eine Monatschrift herausgegeben, sie ward aber sogleich eingezogen und den Verfassern aller Umgang mit Poesie verboten; sie sollten sich an ihre Theologie halten, wurden mit Wächtern umgeben und in ihre Zellen geschlossen. Noch ein Jahrzehnt später waren Klopstock und Gesner von den dortigen Theologen in Bann gethan und G. D. Hartmann (1752—75) fand Schwierigkeit, als er für Bodmer alte Manuskripte aus dem Staube ziehen wollte. Daher nun rührt die ähnliche Erscheinung wie in der Schweiz, daß Schwaben fast alle seine großen Männer, Abbt, Wieland, Spittler, Schiller, Hegel u. A. entzogen wurden; Andere verdarb die Last des Despotismus, der langehin die Aufblüte der Bildung gewaltsam drückte. Noch ehe Klopstock erschienen war, finden wir übrigens in Württemberg das Ersatzmittel der Dichtung, das so oft zur Einführung und Einleitung derselben dienen mußte. Das Wirken J. A. Bengel's (1687—1752) war nicht in jeder Hinsicht seinen apokalyptischen Rechnungen gleich; wir konnten ihn schon früher als Dritten in der Reihe von Frank und von Zinzendorf nennen, dessen Sekte er vielleicht allein damals Gerechtigkeit widerfahren ließ. Um ihn her steht wie um jene eine Reihe von Lieberdichtern, an deren Werken wir übrigens wie dort vorübergehen wollen, um uns nicht allzu oft bei dieser einförmigen Gattung wiederholen zu müssen. Wir wollen nun anführen, daß in dem alten württemberger Gesangbuch, das 1742 von Fromman und Tafinger redigirt ward, noch keine Spur von dem neuen Geiste ist, der sich um diese Zeit zu regen anfing. Auch nicht in Ph. Fr. Hiller (1699—1769),

der in seinen vielen Sammlungen<sup>81)</sup> einzelne vortreffliche Lieder gemacht hat, die vielleicht am meisten mit den künstlerischen der Klopstockianer im Gegensatz stehen, da sie sich jener volksmäßigen Kürze und praktischen Manier nähern, die jetzt ganz aus den Augen gesetzt ward, wo die erhabenen Dichter immer nur mit Gott zu reden suchten. Daher ward auch ein geistliches Lieberkästlein (1746) eines der verbreitetsten Bücher in Württemberg. Neben ihm würde J. A. Lehmus aus Rothenburg an der Tauber (1707—88) an Geltung stehen, wenn er sich nicht in so mechanische Massen von Psalmen, Evangelienliedern u. A. verbreitet und dadurch seine Kraft geschwächt hätte, so daß nun auch bei ihm und Hiller jenes Merkmal des Sammelns, des Ausdehnens sichtbar ist, jene allzugroße Sorgsamkeit für die Menge, gegen die das Einschränkungsprinzip der Klopstockianer ein natürlicher Gegensatz war. Dies Sammelwesen und mechanische Dichten von Liedern ist bei J. J. v. Moser (aus Stuttgart, 1701—85) auf der Spitze. Dieser bekannte Publicist hatte sich schon in den 30er Jahren mit Erbauungsschriften des Breiteren abgegeben. Immer waren seine Gesinnungen und Handlungen aus religiösen Grundsätzen geflossen; dies lehrt seine offenherzige Lebensgeschichte; man kann bei ihm also nicht sagen, daß die Lieder, die er nach seiner Gefangensetzung auf Hohentwiel (1759) auf eine oft erzählte Weise verfertigte, aus Langerweile entstanden wären, wohl aber aus mechanisch erworbener Fertigkeit. Denn das Sammeln war viel früher eine Lieblingsbeschäftigung von ihm; er besaß über 250 Gesangbücher, und seine bändereichen gesammelten Lieder (1766) enthalten über tausend Stücke. Noch waren bis dahin von dem neuen poetischen Tage wenige Strahlen nach Württemberg gedrungen; denn diese z. Th. nach Klopstock fallenden Dichtungen und Sammlungen waren doch durch Männer veranstaltet, deren Jugendbildung in andere Zeiten zurückging. Allein seit 1750 änderte sich dies plötzlich. Die Oden, Lieder und Erzählungen (1751) von J. L. Huber (1723—1800) und die Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken (1753) von Eberhard Fr. v. Gemmingen (1726—91) stehen schon in großem Zusammenhang mit den schlagartigen Wirkungen, die das Auftreten des Dichterbundes der Bremer Beiträge und dann der Messias in Deutschland machte, und die auch Württemberg ergriffen. Beide jammern mit ihrem Freunde Hartmann um die Wette über die Finsterniß und Barbarei in ihrem Vaterlande und es fehlte Hubern auch nicht an Muth sich mit dem Reich der Unwissenheit

81) Seine sämmtlichen Lieder sind gesammelt von R. Gh. G. Schmann. Reutl. 1844.

dort in Kampf einzulassen, und sein altschweizerisch Blut wirken zu lassen gegen die Despotie in Staat und Literatur. Beide Freunde, die man nicht mit gleichnamigen spätern Schriftstellern verwechseln muß, stehen mit ihren genannten Schriften ungefähr auf Einer Linie mit U; man sieht ihren Dichtungen noch die vereinzelte Lage an, aus der sie geschrieben sind. Beide theilen sich, wie etwa Zachariä und Ebert, in die beiden Hauptrichtungen der Zeit. Gemmingen steht mit Bodmer, der (1752) seine Blicke ins Landleben herausgab; auch Huber ist in genauer Verbindung mit den Zürichern, und Beider Dichtungen, wie Hartmann's, sind durchaus von dort und von Klopstock angeregt. Gemmingen sagt ausdrücklich, er wolle nicht gestehen, zu welcher der zwei großen bestehenden Faktionen er gehöre und er deutet in Prosa und Versen an, daß er jeder ihren Werth läßt. Beide sind zugleich mit den Dichtern im Harze und im niedersächsischen Kreise vertraut. Gemmingen hatte Zachariä in Göttingen kennen gelernt, und ihr Freundschaftsbund war der innigste; daß ihn Gemmingen liebte, war des andern liebster Ruhm. Und so hat es ein historisches Interesse, daß derselbe Zachariä Hubern warnt, er solle, indem er sich in seinen freimüthigen Liedern von dem Schwarme der kriechenden Reimer entferne, nicht dabei vergessen, daß er in Deutschland singe, wo nicht britische Freiheit herrsche. In England nur sei es möglich, hohen Stand und Reichthum nicht zu fürchten und vom Laster ungeschert zu schreiben. Dies ist nämlich derselbe Huber, der, weil er sich von dem verfassungswidrigen Herzog Karl nicht zu Erpressungen brauchen ließ, auf Asberg gefangen gehalten ward, ein wahrhaft deutscher Ehrenmann, dessen Selbstbiographie<sup>82)</sup> auch wir mit Herder's Worten Jedem zu lesen empfehlen, „der den Traum von Freiheit und Sicherheit eines deutschen Staatsbürgers unter der Willkühr des gesetz- und straflosen Despotismus träumt.“ Auch Er machte auf der Festung einige fromme Lieder, wie auch Fr. Kieger auf Hohentwiel, von denen mir übrigens nichts bekannt ist. Vorübergehend erinnern wir uns auch hier an Schubart, den späterhin dieselbe Lage zum geistlichen Dichter machte, und der ein entschiedner Klopstockianer war. Merkwürdig ist es übrigens, wie hier in Württemberg grade die patriotische Seite von Klopstock zuerst einen Widerhall findet und zugleich praktisch zu werden anfängt. Die Deutschheit und Freisinnigkeit der neuern Geschlechter in Württemberg hat schon von jenen Zeiten her etwas Nationales, und Schiller's Sympathien mit der Freiheit der Völker waren durch den glei-

82) Etwas aus meinem Lebenslaufe und meiner Muse auf der Festung 1798.

chen Druck erregt, der in diesen Männern und in Wieland den Gegenstoß hervorrief. Hartmann's Dichtungen<sup>83)</sup> und Briefe sprechen patriotischen, freimüthigen Sinn aus; Huber beweist diesen nicht allein durch Worte, sondern auch in Charakter und Handlungsweise; auch Abbt wäre hier schon zu nennen, besonders aber der berühmte Fr. Karl v. Moser (1723—98), des vorhin erwähnten Sohn<sup>84)</sup>. Wir haben nicht Raum, diesen vielbesprochenen Schriftsteller hier ganz zu charakterisiren; er gehört aber wesentlich unter die Männer, die von Klopstock's Dichtung um so mehr angeregt wurden, als sie sehr verwandte Naturen entgegenbrachten. Die geistlichen Gedichte, Psalmen und Lieder, und den Daniel in der Löwengrube (beide 1763) würde man am wenigsten gebrauchen, um Mosern an Klopstock anzuknüpfen, weil fast alle seine Poesien noch mehr aus körperlichen Leiden als aus Anregungen von außen hervorgegangen sind, weil die Lieder eine fromme Verzückung an sich tragen, die nicht klopstockisch ist, der Daniel aber, wiewohl er mehrere Auflagen erlebte, gar zu sehr auf der Stufe der schweizerischen Arbeiten steht. Moser selbst bedauerte so, daß Klopstock's Messias eine Pandorenbüchse von schlechten Nachahmungen geworden sei und er legte doch hier selbst ein Scherflein, und dazu ein sehr dürftiges hinein. Was ihn mit Klopstock in Eine gemeinsame Richtung von einer ehrenwerthen Seite stellt, daß Er aus einer höhern Gesellschaft heraus, zu der Klopstock auch im Norden so vielen Zugang fand, zuerst den Ruf nach Achtung der Menschenwürde erhob, daß er suchte Selbstgefühl zu wecken und aus dem dumpfen Leben der Schule, des Hauses, des kleinen Staates in eine weitere Atmosphäre herauszulocken. Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie der Instinkt bei diesem Unternehmen, das ein durchaus gemeinsames in Klopstock's Tagen ward, die deutsche Natur auf Einerei Weg hielt. Man spornte die Nation nach allen Richtungen mit dem Rufe der Freiheit und hielt dabei die Zügel auf's straffste an, als ob man durch die extremen Erscheinungen in Frankreich, halb nach Erfahrungen, halb nach Ahnungen, gewizigt wäre. So hatte Brockes Freude an der Natur, Achtung vor des Menschen Sinnlichkeit geweckt, aber er bezog Alles auf den größeren Ruhm Gottes mäßigend zurück. Wir fanden bei den Bremer Beiträgern das Streben nach geselli-

83) Wagenfeil's Sammlung von Hartmann's hinterlassenen Schriften. 1779.

84) Vgl. Fr. Carl Fehr. v. Moser, von Dr. Hermann vom Busche. Stuttg. 1846. und einen Aufsatz von Robert Mohl in den Ergänzungsblättern zur Allg. Zeitung. August 1846.



ger Heiterkeit, aber durchaus von religiöser Sittenstrenge, und bald selbst von Schwermuth niedergehalten. Die Satiriker wagten nur schwach die gedrückten und lächerlichen Zustände eines kleinstädtischen Lebens zu kitzeln. Die Dichtung und ihr Vertreter Klopstock ist durchaus der reichhaltigste Mittelpunkt, um diese ächt deutsche Erscheinung einer gehemmten Fortbewegung zu erklären, die wir schon bei Luther und noch jeden Tag um uns her beobachten können; eine Erscheinung, die uns allerdings vor manchen Abgründen bewahrt, aber auch oft wieder in rückgängige Bewegung geworfen und zu einem Schneekengang der Entwicklung verdammt hat. Klopstock erlöste in mehr als Einem Sinne den Menschen; er gab diesen einzig würdigen Gegenstand der Dichtung zurück, allein er blieb fesselnd stehen, indem er sich auf den geistigen Heroismus der menschlichen Natur beschränkte, dem er nachher gleichsam den physischen in den Bardietten zur Seite stellte. Er entband die Dichtung von der Regel der Aesthetik, aber er fesselte sie in der Moral; er löste die poetische Sprache von dem Joch der grammatischen Pedanterie, aber er legte ein anderes dafür auf die profaische Rede. Er warf eine neue Freiheit der persönlichen Bewegung in den abgekirklten Umgangston, aber er steigerte zugleich die Forderungen an Würde und Anstand. Die Summe seines Wirkens witterten jene finsternen Orthodoxen vortrefflich aus, die ihm vorwarfen, er lege der menschlichen Natur eine übertriebene Würde bei, aber er zügelte den menschlichen Hochmuth durch christliche Demuth zugleich. Ganz diesen Standpunkt nehmen die ersten freisinnigen Theologen, Semler und Michaelis, ein. Wie Cramer die Bibel aus einem neuen, freieren, ästhetischen Gesichtspunkt betrachtete, ohne darum den streng orthodoxen aufgeben zu wollen, so Michaelis, als er orientalischen Geist und Geschichte, und die Zustände des Lebens forschend an die Bibel hielt; Beiden aber ward unversehens der Fuß, der auf der Dithorie ruhte, unterschlagen. Ganz ähnlich war es mit Basedow, auf dessen Pläne zur Schulreform auch Wieland in seiner klopstockischen Periode einmal ganz unabhängig verfiel. Völlig in Klopstock's Sinn wandte sich Basedow in seiner ersten Thätigkeit, die selbst Cramer's und Gellert's und seiner nachmaligen Feinde Beifall hatte, gegen das Herkommen des pedantischen Schulzwangs, das des Menschen freiere Entfaltung hemmte, aber das herrschende Glaubenssystem schien ihm damals noch nicht unter diese Hemmungen zu gehören. Ganz in diese Reihe nun gehört Moser. Was jene Anderen gegen Haus- und Stubenleben, gegen die Pedanterie im Umgang, gegen die Sazung und Gewohnheiten der Kirche und Schule durchsechten wollten, das wollte

er gegen den Staat, d. h. gegen die Höfe und ihre Geschöpfe. Poetisch wird dies durch seinen Hof in Fabeln (1762) vertreten, eine Reihe von schlecht erzählten und allegorisirten Staatsfabeln, die mit Recht vergessen sind. In seinem politischen Freiheitsfinne ist er ganz wie Klopstock von den Engländern angeregt, von dem Hereinspielen einer gehobeneren Stimmung und Lehre nach Göttingen, von jener Sympathie mit freieren Staatsformen, die wir auch in Hubert, Ebert, Zacharia und Dusch gewahren. Er sah in Deutschland nichts als kleinlichen Trennungs- und Stammgeist; die engen bürgerlichen Zustände fesselten ihn nicht wie Moser; er sah nichts von Vaterland, nichts von Staat, sondern überall den großen politischen Irrthum, der die ganze deutsche Geschichte seit der Reformation durchdringt, daß dem besonderen Interesse zu Liebe das Allgemeine aus den Augen gesetzt wird. Er sah nur Höfe und Knechte; er sah selbst den einzigen Stand, der damals zu neuem Ansehen kam, die Gelehrten zu höfischen Werkzeugen, die Professoren zu Hofrathen geworden, und nannte die Lehrer der Politik und des Staatsrechts Lehrer des Eigennuzes und des blinden Gehorsams, denen die Liebe zum Vaterland ein veriegeltes Buch ist, die ihre Wissenschaft als Handwerk zum Lebensunterhalt treiben und keine anderen, als knechtische, eigennützige und niederträchtige Gesinnungen einflößen. Das traurige Resultat seiner politischen Betrachtungen des Vaterlandes war: Es fehlt uns Alles. Jene Eifersucht Klopstock's gegen die Fremden faßte auch ihn, denen wir ein Gegenstand der Spöttei in politischen Dingen damals waren und heute noch sind. Er rang nach Herstellung des deutschen Namens, und der verdunkelten Würde und Geltung des Gesetzes. Es war bei ihm Anfangs eine so feine Mischung von Natur und Klugheit, wenn er sich bei diesen Anfechtungen auf die Religion stützte, daß Jeder Recht behalten kann, der eins von beiden allein verfißt. Er nannte das Saug- und Bedrückungssystem der Fürsten politische Freigeisterei, also mit eben dem Namen, mit dem alle unsere bisherigen Freunde ihre Gegner schreckten; und er ist daher ganz wie Klopstock ein Gegner von Friedrich dem Großen. Er nahm keine plötzlichen Aenderungen in Gesinnungen und Formen in Aussicht, er wollte weislich den Schlag der Patriotenstunde erwarten und nur einstweilen christliche (d. h. in ihrer Menschenwürde sich fühlende) Unterthanen, und christliche Vaterlandsliebe erwecken. Grade wie Klopstock, außer von England her, auch von den politischen Zuständen in der Schweiz angeregt ward zu seinen gesteigerten Begriffen von Vaterland und Freiheit, so Moser. Er war mit Lavater befreundet, nachdem dieser schon seinem ersten patriotischen Eifer

Luft gemacht hatte, er stand mit Iselin in einem ganz ähnlichen Verhältnisse, wie Klopstock zu den ihm befreundeten Schweizern. Wie in dessen Haus die helvetische Gesellschaft von einer patriotischen Begeisterung ergriffen ward, so hoffte er auf das Erwachen eines ähnlichen Sinnes in Deutschland, und hätte wohl gern, wie Klopstock durch Lesezirkel im Gebiete der Poesie, so im Politischen an der Spitze einer ähnlichen rein haltenden Körperschaft gewirkt, wie in der Schweiz die Schinzuacher war. Schade, daß er dies Alles, was er wollte, nicht in den rechten Formen zu sagen wußte. Er hatte sich, wie aus seiner Staatsgrammatik (1749) hervorgeht, noch von dem barbarischen Kanzleistil loszurichten, und obgleich er sich nachher in seinen bekanntesten Schriften (Herr und Diener 1759. Vom deutschen Nationalgeist 1765 u. A.) verhältnißmäßig freier bewegt, so sieht man doch auch hier, daß die Ausbildung der Poesie früher fällt als die der Prosa, indem unsere damaligen Dichter und Schönredner ihre Ideen weit besser zu Papier zu bringen wissen. Mehr Schade war es, daß er sich nachher in eine entsetzliche Vielschreiberei verlor, und noch weit mehr, daß er, ähnlich wie Klopstock zwischen Poesie und Moral, so in eine Klemme zwischen politischer Wirksamkeit und jener sittlichen Religiosität gerieth, die er immer mehr, eben wie Klopstock und Lavater, steigerte. Daher kam es denn, daß er fast allgemeinen Widerspruch fand, wozu denn auch freilich der Mangel an politischen Gefühlen das Seinige beitrug. Möser beklagt sich über seine Schwarzsichtigkeit, Hamann über die Galle seiner Schreibart, Herder über seinen frommen Menschenhaß. Und er überspannte diesen auch in der That grade so wie Cramer und Klopstock, und grade so kündigen ihm die Literaturbriefe dafür den Krieg an, denen er seinerseits gehässige Absichten gegen die Religion Schuld gab. Abbt wollte seinen Beherzigungen Gegenbeherzigungen entgegensetzen; er warf ihm vor, daß er in seinen moralischen Schriften behauptet habe, man dürfe nur fromm sein, so erhalte man auch zu bürgerlichen Geschäften Verstand, und am Ende sei es besser, ein Land gehe mit einem frommen Minister zu Grunde, als es blühe mit einem irreligiösen. Diese späteren Schriften verdienen diese Vorwürfe; aber den Vorwurf der politischen Schwarzsichtigkeit in seinem Herrn und Diener und in dem Nationalgeiste könnte selbst heute noch nur der politische Stumpfsinn machen. Wie viele Blößen er dort richtig aufgedeckt hatte zeigten die Anfeindungen, die sie ihm eintrugen, und die neuerdings bekannt gewordenen Briefe des Herzogs von Weimar an Merck sprechen eine Schadenfreude über seinen Fall in Darmstadt aus, die auch der bitterste Gegner nicht äußern sollte. Dort hatte er freilich,

als er sich zum Minister des kleinen Landes und zum Alleinberather des abwesenden, in Birnasens lebenden Landgrafen aufgeworfen hatte, wie Spittler und so manche andere namhafte Leute ein Beispiel mehr davon gegeben, wie groß die Kluft zwischen politischen Grundsätzen und Handlungen ist und wie nahe der pietistische Hochmuth mit dem weltlichsten zusammengrenzt<sup>85)</sup>.

Wir haben Moser hier erwähnt, um gleich an einem Beispiele zu zeigen, wie die Tendenzen unserer Dichtung immer mit denen des allgemeineren Volkslebens zusammen, und in gewisser Hinsicht wegzeigend voran gehen; und wir werden an einem späteren Orte es übersehen können, wie Jedem unsrer größeren Dichter ein entsprechender Politiker und Historiker folgt, was diese wechselseitigen Berührungen vortrefflich ausdrückt. Keineswegs bezeichnen wir diese Nachfolger als Nachahmer; sie pflanzen sich selbständig, aber der Zeit nach etwas jünger, den poetischen Leistungen zur Seite, indem sie gleichsam den Fortgang von Dichtung zu Geschichte, von Ideal zur Wirklichkeit versinnlichen. Moser's ähnliche Sinnesart ist daher so ächte Natur wie bei Klopstock; Beide blieben auf dem einmal genommenen Standpunkte stehen, unbekümmert um die fortschreitende Zeit. Anders war es z. B. mit Basedow, der zur Heterodoxie überging, ohne sich jedoch in seiner tumultuarischen Art zu leben und in seiner cynischen Unbekümmertheit um sich selbst davon deutliche Rechenschaft zu geben. Noch weit anders aber mit Wieland, auf den wir hier noch einen Blick werfen müssen. An ihm können wir die fliegende Hitze am besten beobachten, die auch bei ganz anders gearteten Naturen die überraschende Erscheinung des Messias hervorrief, nachdem die ganze Stimmung der Zeit die Wärme der Empfänglichkeit dafür fast allgemein verbreitet hatte. Bei ihm kommen die Symptome der Zeit zu einer solchen Deutlichkeit, und die Krisis jenes andächtigen Sinnenfiebers zu solch einer heftigen Höhe, daß das Umschlagen zu einer anderen geistigen Lebensweise bei ihm in solcher Schärfe vorliegt, wie die Geschichte selten ein Beispiel so schroffer Uebergänge aufzuweisen hat. Dies erklärt sich durch die ungemein reizbare und empfängliche Natur Wieland's, die durch die Aufgeregtheit der Zeit und durch seine Erziehung noch sehr er-

85) Die Ehrsucht, „sich als Götzen der Emanation alles Wohl und Wehe des kleinen Landes darzustellen“ trieb ihn zu Ueberhebung, Herrschsucht, Willkühr, Eingriffen in die Rechtspflege, Amtsmisbrauch aller Art und Verachtung der Eingebornen; mit dieser Saat erndtete er allgemeinen Haß. Ueber diese Verhältnisse muß man Merck und Wagner nachlesen in des Letzteren „Briefen aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpfnern und Merck. (Leipz. 1847). p. 200 ff.

höht ward, daß in der That nur ein so leichtes Talent und ein so schlanker Charakter wie der seine diesem Uebermaß von Reizungen und Anregungen und von entgegengesetzten Einwirkungen Stand halten konnte, indem er ihnen schmiegsam nachgab.

Christoph Martin Wieland (bei Biberach 1733—1813) ward mit der entschiedenen Anlage zu einer Frühreise der Bildung geboren, die sein Vater noch mehr mit treibhausartigen Reizmitteln unterhielt. Er ward schon im 3. Jahre zum Unterricht angehalten, las schon im 7. den Cornelius mit Vergnügen, dachte schon mit 13 Jahren auf größere epische Gedichte, las zwischen dem 12—16. fast alle Schriftsteller des römischen goldnen Zeitalters neben Fontenelle und Voltaire, und war schon in dieser Zeit von Bayle hingerissen. Auf der Schule in Klosterbergen unter dem Abte Steinmez sehen wir ihn schon, ähnlich wie Klopstock, an jenem Scheidewege stehen zwischen Alterthum und Christenthum; der gute klassische Unterricht und die frommen Andachtsübungen theilten ihn; er schwärmte schon für Addison aber auch für Xenophon's Sokrates und Cyrus, und diese letzte Neigung am Anfang seiner geistigen Thätigkeit ist im höchsten Grade bedeutsam, da die Cyropädie und Sokrates in der Geschichte gerade die Anfangspunkte der beiden Geistesrichtungen und der Erzeugnisse sind, die Wieland's ganzes Leben ausfüllen. Und eben so ist es nicht ohne Wichtigkeit, daß er auf die Lektüre des Don Quixote so früh mit besonderem Nachdrucke geführt ward. Alles arbeitete wie durch die wunderbarsten Zufälle oder Schickungen zusammen, ihn auf die Denkart und Stoffe zu leiten, die seiner Natur am bestimmtesten zusagten; und es scheint nur diesem Sage zu widersprechen, daß er vielfach so sehr in Extreme gerissen ward, da ihn doch diese allein so entschieden auf den Weg der Mitte leiten konnten, der nachher sein Ideal wie seine Natur war. Schon auf der Schule verdarb er sich mit gequälter Frömmigkeit die Nächte, und doch stand er zugleich im Rufe eines Freidenkers; ganz frühe wollte er dem Spinoza darin folgen, dem Kopfe nach ein Freigeist, und im Herzen der tugendhafteste Mensch zu sein, und darum neigte er so sehr zu Shaftesbury hin mitten in seinen Schwankungen, da dieser überall selbst in einem so unsteten Lichte erscheint, daß man seine Schriften eben so oft für als gegen die Religion gebraucht hat. Mit 17 Jahren faßte er eine schwärmerische Liebe zu einer Verwandtin, der nachherigen Frau La Roche, in deren Dienst er das Lehrgedicht von der Natur der Dinge (1751) in der Hast des jungen Schöpfungseifers hinwarf. Hier stand er auf Haller, obwohl er behauptete, Lukrez sei sein Muster gewesen. Es war natürlich, daß dies

Werk eines so jungen Menschen die Meier und Bodmer entzücken mußte; man nannte ihn gleich den deutschen Lufrez, und es war lustig genug, zu sehen, wie altklug der junge Meister sich mit metaphysischen Systemen herumzuschlug und wie naseweis er zwischen Bayle und Leibniz, und gegen Aristoteles als ein Stimmberechtigter auftrat. Es war daher kein Wunder, daß er auf Kleist, der ihn in diesem Alter sah, den Eindruck machte, als habe er stark vor, die ganze Welt zu reformiren. Ahmte er hier in diesem dogmatischen Gedichte die lehrhaften Systematiker nach, so in den moralischen Briefen (1752), die den *épîtres diverses* des Landdrosten von Bar nachgeahmt waren, die moralischen Lehrdichter, deren Mittelpunkt Hagedorn war. Indem er nachher zu Klopstock übergeht, so sehen wir auch ihn gleich diesem den Hauptrichtungen der Zeit völlig folgen, jedoch ist er weit von der Energie entfernt, mit der Klopstock diese in einem selbständigen Wesen verschmolz. Wieland lehnt sich vielmehr überall an, und gestand es selbst, daß jede Lieblingslektüre damals und später ihn veranlaßt habe, etwas in der ähnlichen Art zu versuchen, und dies Talent bildete er bei Bodmer noch mehr aus, von dem er die Geschicklichkeit zu stehlen erlernen zu haben bekannte<sup>86)</sup>. In diesen ersten Schriften ist nicht religiöse, sondern nur die edle Schwärmerei der Jugend sichtbar, der Glaube an Tugend, der Haß gegen Laster, vor denen Wieland späterhin gleichmäßig warnte. Die Weisheit des Sokrates ist hier, wie bei Hagedorn, das große Ziel, und er sieht den Weisen hier noch mehr so, wie ihn Plato auslegte, während er ihn später mit Aristipp's Augen ansah. Im Keime liegt hier unter dem Heiligenscheine der Idealität schon seine spätere Glückseligkeits- und Mäßigungslehre verborgen. In der Natur der Dinge sagt er schon, daß das Glück der Zweck der Schöpfung sei, und das, was uns beselige, das mehre den Ruhm der Gottheit. In den moralischen Briefen wendet er sich von den Timonen und Catonen und selbst von Zeno ganz wie später ab. Ja in Briefen an Bodmer, mit dem er durch seine ersten Arbeiten in Verbindung kam, vertheidigt er noch den freieren Ton der Dichtung, in dem er noch Oden auf den ersten Kuß gemacht und seine Liebe besungen hatte, und wagt zu schreiben, daß jener Kuß in jener Elegie mehr werth sei, als hundert Gesänge mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit. Dergleichen durfte man dem strengen Bodmer damals nicht schreiben. Er wies ihn zurecht, er krittelte beständig an seinem Leichtsinne und erregte Zwiespalt in seinem Inneren. Bald bereute er seine Liebeständeleien, wollte

86) Vgl. Gruber's Leben Wieland's I. p. 67.

sich nicht mehr mit Boccaz und Lafontaine beschmugen, verurtheilte den Leichtsin (1) der Bremer Beiträger und der Anakreontiker, er wendet den „affenmäßigen und flüchtigen Nationalcharakter der Franzosen“ den Rücken, und zieht sich zu Milton und zu Young, der auch ihm jetzt unmittelbar an die Engel grenzt! Er schrieb 1752 seinen Antioch, in dem er die schäferliche Liebe besang, die später so viel Spott von ihm erfuhr, und den Crebillon verdamnte, den er nachher nachahmte. Als er in Zürich sich aufhielt, liebte er, nach Zimmermann's Erzählung, ein Mädchen, dem er nach vierjähriger Bekanntschaft zum erstenmale die Hand küßte. Er las jetzt Klopstock, und meinte Alles ausgesprochen in ihm zu finden, was er immer selbst gefühlt hatte, und dieselbe Bemerkung machte er über der Lektüre des Plato. Er schrieb einen Frühling in Hexametern, in dem er sich Kleist näherte; dann moralische, oder besser empfindsame Erzählungen (1852), die uns in die Unschuldswelt, unter Einfalt und schöne Natur versetzen, wo noch die Rebe mit Parden spielen. Hier wetteifert er mit Thomson und seinem Gefner; glaubt mit ihnen an die goldne Zeit, „deren mächtige Wahrheit noch jetzt in den Tagen trübster Hefe auf jede menschliche Seele wirkt, wo ihm die Töchter der Natur lächeln, die Bodmer uns so liebenswerth als den ersten Frühling der Vorwelt zeigt.“ Bei all diesem ätherischen Hauch aber ist doch eine gewisse wollustathmende Atmosphäre hier, in der man ahnt, diese Gabe der lockenden Schilderung könnte sich leicht einmal anders wohin verirren. Dies witterten die Literaturbriefe, die Feinde aller unnatürlichen Vertiegenheit vortrefflich aus, und sie luden Wieland zeitig ein, sich wieder aus diesen Sphären zur Erde herabzulassen. In eben diesem Jahre ging er nach Zürich zu Bodmer. Er bezauberte diesen mit seinem süßsamen, eingehenden Wesen so sehr, als dieser ihn mit jenem neu erworbenen Firniß, hinter dem Wieland den langgesuchten Weisen entdeckte. Beide wetteiferten nun in Dichtungen und in der Fertigkeit, mit Plagiaten ihre Werke zu füllen. In den Briefen von Verstorbenen (1753) ahmte Wieland die gefeierte Rowe nach; wir baden hier in Seen von Strahlen und Aether, die Seele steht hier Erde und Luft in Wasser nachgeahmt, menschliche Fische, schuppige Vögel, thierische Pflanzen und was Alles die irdische Sprache nicht nennen kann, und dieser reinere Stoff der ätherischen Welt soll hier gleichsam in einer gehauchten und seufzenden Sprache der Verklärten dargestellt werden, zu der der weichliche Prunk des Hoffmannswaldau ein wenig aufgeboten wird. An demselben Tische, wo Bodmer seine Epopöen schrieb, verfertigte Wieland den geprüften Abraham (1753), an dem Bodmer sogar

mitgearbeitet hat, die einzige Patriarchade, zu der sich Wieland bekannte, obwohl ihm sein Freund, wie er sagt, mehrere Kinder dieser Art vor die Thür gelegt habe. In den Sympathien (1754) erreichte die fromme Wuth Wieland's ihre Spitze. Es sind dies Warnungen, Ermahnungen, Bistionen, Predigten an sympathetische Seelen, die gemahnt werden, die Welt mit den Augen des Christen anzusehen. Weise sein, selbst in der Blüte des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre Ufer laden, dies ist ein Triumph für die Seraphim. Gegen Gleim und Uz richtet sich eine gehässige Polemik. Die Grazien (die er selbst später zu Dienerinnen der Wollust machte) sollen Aufwärterinnen der Weisheit sein. Ovid höre nicht auf abscheulich zu sein, weil er reizend ist, lehrt er hier, und that später nach der Lehre des Gegentheils. Auch die Religion und Tugend habe ihre Grazien; nachher aber suchte er sie geflissentlich an Lastern und Schwächen heraus. Ein frommer Alter habe der misbrauchten Dichtkunst den rechten Namen gegeben: Wein der Teufel, womit sie die unbesonnenen Seelen berauschen. Die wollüstigen Weisen, die in lydischen Tönen zu Weichlichkeit und zum Schlummer am Busen der Venus einladen, sollen die Worte bei sich gelten lassen: daß die Musen nie schöner sind, denn als Dienerinnen der Tugend: oder ihr Wiß soll zu Wasser werden, die Feder lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervorbringen, die Leier gähnen, wenn sie scherzen. Dieser Fluch ist auf Wieland's Haupt ein wenig zurückschlagen, als er einige Jahre später plötzlich zu diesen angefochtenen Dichtern der Grazien überging, und die Verbrechen, die er hier an diesen anakreontischen Dichtern rügt, überbot. Er ging noch weiter. Er gab Empfindungen eines Christen (1755), drei Psalmen in Prosa, heraus (die übrigens heterodor gefunden wurden), und die er mit einer Vorrede an Sack begleitete, worin er diesen aufforderte, der Unordnung zu steuern, die gewisse leichtsinnige Anbeter der Venus und des Bacchus anrichteten, und er bezeichnet deutlich unter diesen die lyrischen Gedichte von Uz. Bodmer hegte ihn gegen diesen, weil ihn Uz seiner Anglomanie und seiner langweiligen Epodöen wegen verspottet hatte. Die Polemik aber, die ihm Uz entgegensezte, der Spott der Literaturbriefe, die Sättigung und Entfernung von Bodmer, und die Mahnungen der eignen Natur begannen jetzt nach dieser höchsten Anspannung des heiligen Eifers eine Abspannung herbeizuführen, die gegen das Ende des 6. Jahrzehnts Wieland plötzlich zum Abfall von den seraphischen Dichtern brachte. Er wandte sich geradezu auf die Seite der angefochtenen Dichter der Grazien herüber, als deren Schlußstein er so erscheint,



wie Klopstock als Grundstein der Seraphiker. Diesen Uebergang aber machen wir mit, und wollen uns daher zunächst in der neuen Gesellschaft, mit den veränderten Lokalen und Verhältnissen bekannt machen.

### 6. Preußen's Theilnahme an der poetischen Literatur.

Die preussische Dichtung war bis hierhin in einer anhaltenden Abhängigkeit erst von Schlesien, dann von Sachsen gewesen. Berlin war kaum zur Zeit der Caniz und Besser genannt worden, der Mittelpunkt der preussischen Literatur war Königsberg; Halle ward erst mit Anfang des 18. Jahrhs. von Bedeutung. Seitdem Besser und die Pietisten aus Leipzig nach Berlin und Halle geflüchtet waren, setzte sich nachher die Auswanderung der Literatur aus Sachsen gleichsam fort. Lessing, der für die Geringsfügigkeit der sächsischen Literatur von Luther bis auf ihn hätte entschädigen können, versinnlicht gleichsam mit seinem Aufenthalt in Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg und Wolfenbüttel<sup>87</sup>), und mit seinen gestörten Beziehungen zu Wien und Mannheim, daß es künftig keine vorherrschende Hauptstätte deutscher Literatur, geschweige eine Provinzialherrschaft geben sollte. Schon zu Caniz's und Pietzsch's Zeiten hatte es allen Anschein, als ob Berlin und Königsberg sich an die Stelle von Leipzig und Dresden setzen würden; dann hätte der Preusse Gottsched hier seinen Sitz genommen und Besser wäre nicht nach Dresden zurückgewandert. Allein unter Friedrich Wilhelm I., wo die Gündling und Morgenstern, die Hofnarren der Tabaksgesellschaft, die ersten Posten der Wissenschaft einnahmen, war in Preußen keine Stätte für die Musen. Sobald er seine Augen schloß, im selben Augenblicke fast begann Gleim seine Laufbahn, der die Hebamme der preussischen Literatur genannt zu werden verdiente. Und je mehr der vorige Druck Spannung in der preussischen Bildung hervorgebracht hatte, desto elastischer war der Gegenstoß.

Joh. Wilh. L. Gleim (aus dem Halberstädtischen 1719—1803)

87) Von ihm auch gilt, was Kästner von Leibniz sagt:

Von mir ward Leibniz dir gegeben,  
warf Sachsen einst Hannover vor.  
Dir, sprach Cherusien, hieß ihn der Zufall leben,  
mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erfor.  
Das Glück gab dir ihn erst, du liebest dir ihn nehmen;  
ist dies zum Prahlen Grund, ist's einer sich zu schämen?